www.Ottfried.de

OTTFRIED

Die Bamberger Studentenzeitung

Ausgabe 69
03. Februar 2010 // Jahrgang 15

01 10

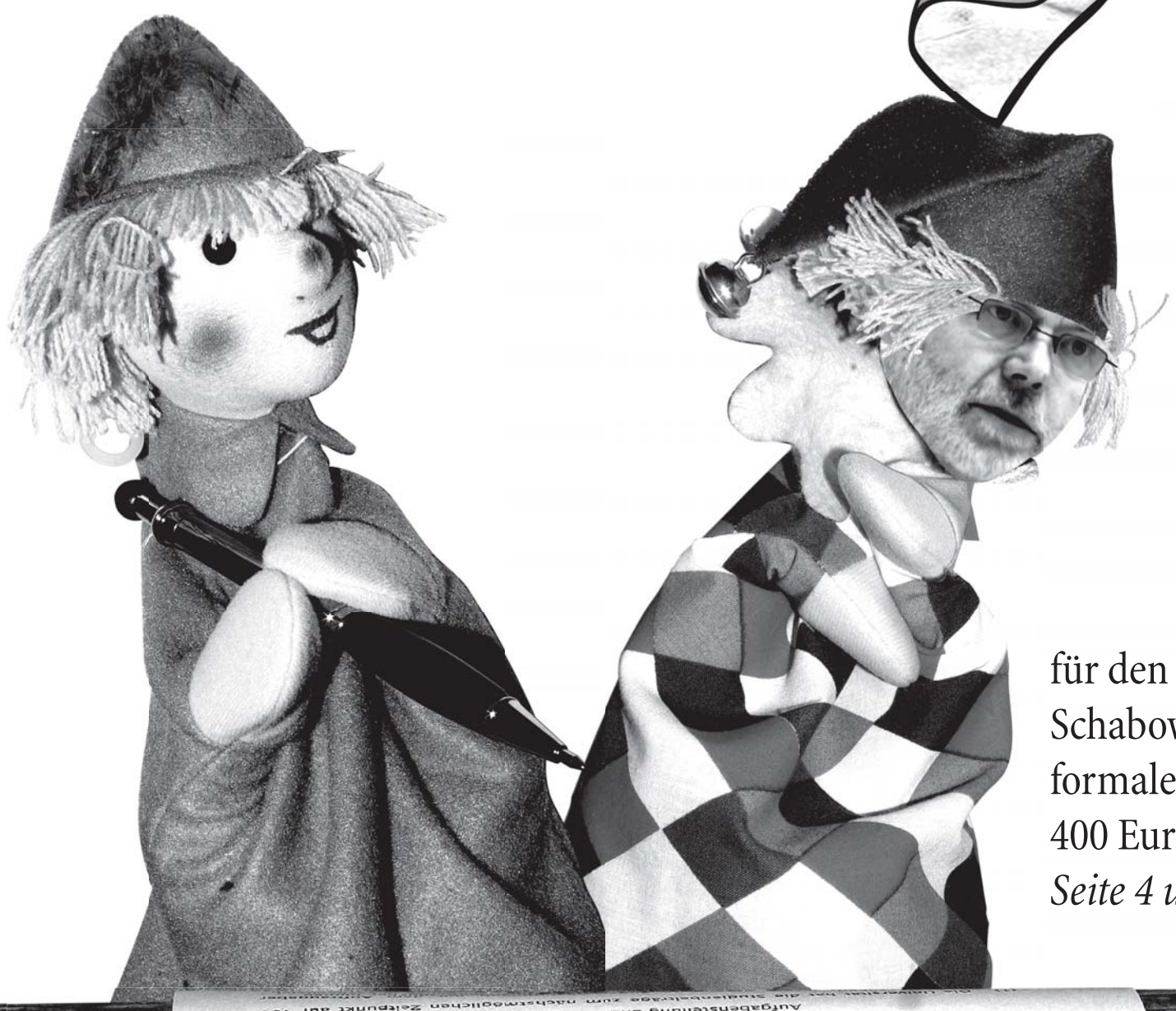
7 **Campus**
Gefordert:
Abschaffung der Anwesenheitspflicht in Seminaren

8 **Campus**
Gespielt:
Bamberger Studierende vertreten Benin in New York

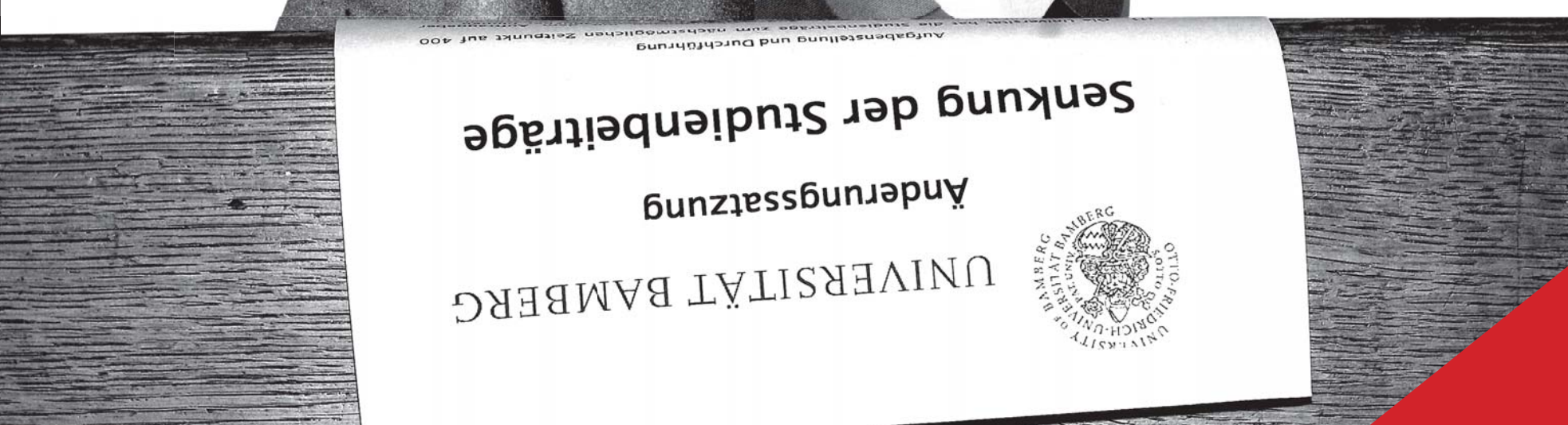
14 **Reportage**
Gefangen:
Seelsorger betreut jugendliche Straftäter in Ebrach

20 **Bamberg**
Gewählt:
Nora Gomringer ist neue Direktorin der Villa Concordia

Vorhang auf



für den Schabowski-Vergleich, formale Fehler und 400 Euro!
Seite 4 und 5



Editorial

Alles ROttz! Getreu diesem MOtto haben wir uns vier Tage lang durch die Hochs und Tiefs des Layoutwochenendes gekämpft. Aber dafür präsentieren wir euch jetzt die geilste Ausgabe aller Zeiten. Fasching Olé Olé!
Die Themenwahl variiert zwischen knallharten investigativ recherchierten Geschichten (Studienberatungstest) und Aufregern wie dem Ruppertschen Kasperletheater. 400 Euro hin oder her, bitte überweist das Geld an Ottfried. Spendenquittung wird ausgestellt.
Ansonsten könnten die diversen Uni-Mitarbeiter das Geld sicher auch gut gebrauchen. Lest im ersten Teil unseres großen Gehaltsreports, wie der Arbeitsalltag des Fußvolks aussieht. Im nächsten Teil stellen wir dann den Lehrbetrieb vor.
Viel Glück bei den Prüfungen und schöne Semesterferien wünschen euch im Namen der Ottfried-Redaktion die Cheffeusen!

Nicole Flöper
Christine Schmäl
Chefredaktion

Montage: Stephan Obel

Impressum

Ottfried. Die Bamberger Studentenzeitung, erscheint zwei Mal im Semester, jeweils im Mai und im Juli bzw. im Dezember und im Januar. Zusätzlich erscheint im Wintersemester eine Erstsemester-Ausgabe.
Herausgeber und Redaktion verstehen Ottfried als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernimmt der Autor die Verantwortung.

Herausgeber & V.i.S.d.P.:
Jan David Sutthoff

Chefredaktion:
Nicole Flöper, Christine Schmäl

Anzeigen: Katharina Krappmann (verantwortlich)
anzeigen@ottfried.de

Redaktionsanschrift:
Ottfried
c/o Jan David Sutthoff
Heiliggrabstraße 63
96052 Bamberg

E-Mail:
ottfried@ottfried.de
Internet:*www.ottfried.de*

Layout und Redaktion:
Sebastian Burkholdt, Jürgen Freitag, Katarina Johannsen, Viktoria Klecha, Katharina Krappmann, Katharina Lampe, Eugen Maier, Bianka Morgen, Katharina Müller-Güldemeister, Mario Nebl, Stephan Obel, Elisabeth Oertel, Miriam Scheffler, Charlotte Schöberl, Rhea Seibert, Anne-Katrin Stockert, Anieke Walter, Rebecca Wiltsch

Mitarbeiter der Ausgabe:
Anja Bartsch, Andreas Böhler, Isabell Engler, Johannes Hartmann, Stefanie Jäger, Carina Mehlis, Matthias Waha, Jana Wolf

Titelbild:
Mario Nebl und Stephan Obel

Redaktionsschluss:
25. Januar 2009

Druck:
Meister-Druck,
96206 Lichtenfels
Auflage: 3 000 Stück

Meinung!

Wir wollen wissen, was ihr über uns denkt! Nutzt die Möglichkeit und schickt uns eure Leserbriefe per E-Mail an meinung@ottfried.de.

Die Neuen an der Uni

Im aktuellen Wintersemester hat die Uni Bamberg zum ersten Mal von dem Recht Gebrauch gemacht, selbständig Professorinnen und Professoren zu berufen. Das Bayerische Wissenschaftsministerium hatte allen Hochschulen im Freistaat diese Kompetenz im August 2009 übertragen. Bisher hat nur ein Professor, Patrick Franke, seinen Dienst nach der neuen Regelung angetreten. Er übernahm den Lehrstuhl für Islamwissenschaften. Bei anderen, seit August getätigten Rufen, stehen die Zusagen noch aus. Im gesamten vergangenen Jahr wurden laut Wissenschaftsministerium sechs Professorinnen und 16 Professoren an die Uni Bamberg berufen, bayernweit waren es 440.

Semesterschlusskonzert

Das Semester musikalisch ausklingen lassen? Dann kommt am Samstag, dem 6. Februar, um 19 Uhr in die Konzert- und Kongresshalle. Der Uni-Chor und das Uni-Orchester führen unter der Leitung von Universtitätsmusikdirektor Michael Goldbach Johann Sebastian Bachs „Matthäuspassion“ auf. Unterstützt wird der stimmgewaltige Doppelchor von hochkarätigen Gesangssolisten. Der ermäßigte Eintritt für Studierende beträgt 6 Euro (regulär 12 Euro), Karten könnt ihr an den Pforten der K16 und F21 erwerben.

Besetzer machen weiter

Die ehemaligen Besetzer der U7 nennen sich jetzt „Bildungsplenum U7“ und sind ein Arbeitskreis des studentischen Konvents. So haben sie Rückgriff auf finanzielle Mittel, kommen einfacher an Räume und erhoffen sich bessere Zusammenarbeit mit den Studierendenvertretern. Die Gruppe hat neue Arbeitskreise gegründet. Entscheidungen werden weiterhin im Plenum getroffen, das momentan immer donnerstags, um 20 Uhr, in der Kapelle des Markushauses stattfindet. Wenn sich daran etwas ändert, erfahrt ihr es auf der Webseite bambergbrennt.blogsport.de.

Rückmeldung nicht vergessen!

Bis zum 12. Februar habt ihr noch Zeit, die Studienbeiträge auf folgendes Konto zu überweisen: Empfänger: Otto-Friedrich-Universität Bamberg; Kontonr: 380 1190 315; BLZ: 700 500 00 bei der Bayerischen Landesbank München; Verwendungszweck: Matrikelnummer/20101/Rueckmeldung/Nachname/Vorname.
Die Höhe der Studienbeiträge beläuft sich im kommenden Semester unter Vorbehalt auf 400 Euro, plus 65 Euro Verwaltungsgebühren. Insgesamt sind also 465 Euro fällig.
Auch weiterhin ist eine Befreiung von der Studienbeitragspflicht möglich. Nähere Infos: www.uni-bamberg.de/leistungen/studium/studienangelegenheiten/studienbeitraege/.

Anzeige

Warten auf die Änderungssatzung

Am Anfang war der Beschluss des Bamberger Senats, die Studienbeiträge auf 400 Euro zu senken. Am Ende wird es wohl auch so kommen. Was sich allerdings in den letzten Wochen abspielte, wirft kein gutes Licht auf die Universität. Aber es war großes Theater.

KOMMENTAR

Fehlerkette

Foto: Nicole Flöper

Von Jan David Sutthoff

Die Uni-Leitung vergleicht die Reaktionen auf den Senatsbeschluss mit der versehentlichen Öffnung der DDR-Grenze durch Günter Schabowski. Damals wollten die DDR-Bürger raus, heute wollen die Studierenden weniger Geld zahlen. Der Wunsch der Ostdeutschen erfüllte sich, der der Studierenden ist noch offen, weil alle Beteiligten der Senatssitzung am 23. Dezember eine schwache Leistung ablieferten. Insbesondere die Uni-Leitung, der in der Sitzung noch nicht auffiel, dass es keinen Änderungsantrag geben wird, sondern lediglich eine „Willensbekundung". Und der Senatsvorsitzende, der für die Prüfung von Anträgen im Voraus verantwortlich ist, das in diesem Fall aber wohl nicht gründlich genug getan hat.

Was auf den fehlerhaften Senatsbeschluss folgte, waren weitere Fehler, aus denen man lernen sollte. Die veröffentlichten Informationen widersprachen sich und waren nur einem begrenzten Kreis zugänglich. Niemand wusste so recht, was eigentlich passiert war, warum es doch keine Senkung geben sollte. Offiziell hatte niemand etwas falsch gemacht. Da verwundert es nicht, dass Gerüchte aufkamen.

Der Präsident beruft sich auf seine Pflicht, rechtswidrige Beschlüsse zu beanstanden und ihren Vollzug auszusetzen. Er setzt die Änderungssatzung nicht in Kraft, weil keine vorliegt. Es ist nicht falsch, wenn der Präsident sagt, dass er nicht unterschreiben ***kann****. Fraglich ist aber, ob dieser formale Fehler so schwerwiegend ist, dass der Präsident nicht unterschreiben* ***darf****.*

Im Falle der Reisefreiheit handelte es sich um ein Versehen. Bei dem Senatsbeschluss vom 23. Dezember hoffentlich nicht. Wahrscheinlich wird die Geschichte ein versöhnliches Ende nehmen, damit rechnen die Meisten. Stimmt der Senat auch im Februar wieder für die Senkung, geht die Bamberger Uni allen übrigen in Bayern voran. Keine andere ist bisher so deutlich vom gesetzlich festgeschriebenen Höchstsatz von 500 Euro abgewichen.

Die Uni-Leitung hat mit ihrem historischen Vergleich der aktuellen Angelegenheit Würze verliehen. Hoffentlich ist den Senatoren am 10. Februar die Tragweite ihrer Entscheidung bewusst: 2009 feierten wir 20 Jahre Mauerfall.

Am 23. Dezember 2009 beschloss der Senat der Uni Bamberg, die Studienbeiträge auf 400 Euro zu senken, und alle Studierenden freuten sich. Anfang Januar hieß es dann, die Beitragssenkung komme doch nicht, und alle Studierenden ärgerten sich. Sie rechneten bereits mit der schnellstmöglichen Umsetzung des Senatsbeschlusses. Für diese Erwartungshaltung fand die Uni-Leitung in einer öffentlichen Klarstellung einen bemerkenswerten Vergleich: „Es kam zu einer Art Schabowski-Reaktion", schrieb sie. „Wie im Fall der Reisefreiheit für DDR-Bürger ging man allgemein davon aus, dass die Umsetzung sofort erfolge, also bereits zum Sommersemester 2010. Die terminliche Umsetzung war aber nicht Gegenstand des Beschlusses." Günter Schabowski war SED-Politbüromitglied und hatte am 9. November 1989 verfrüht die Öffnung der DDR-Grenze erklärt.

Die Bamberger Studierenden sollen das 500 Euro-Land verlassen dürfen, die Uni-Leitung will die Grenze öffnen, teilte sie mit. Aber sie tat es nicht. Weil sie nicht kann, sagte Präsident Godehard Ruppert. Gerüchte purzelten. Diese wurden von den Studierenden „munter und insbesondere zu Schaden meines Ansehens in die Welt getwittert", fand Ruppert. Der Präsident, so verbreitete sich, weigere sich aus formalen Gründen die vom Senat beschlossene Regelung mit seiner Unterzeichnung in Kraft zu setzen. Ruppert verteidigte sich: „Es geht nicht darum, wie allgemein kolportiert wird, dass ich mich weigere, eine fehlerhafte Änderungssatzung zu unterschreiben. Bislang existiert gar keine. Solange keine Änderungssatzung vorliegt, kann ich auch keine unterschreiben." Der Senat habe, so Ruppert, in der Dezember-Sitzung keine Änderungssatzung beschlossen, sondern nur eine „Willensbekundung". Die Konsequenz: Die Senatoren müssen in ihrer Februarsitzung eine Änderungssatzung überhaupt erst einmal beschließen. Machen sie das, kann diese dem Präsidenten zur Unterschrift vorgelegt werden.

Die Uni-Leitung plant die Beitragssenkung ein, das bestätigt die Rückmeldemitteilung vom 13. Januar. Darin heißt es: „Der Senat

Fotos & Grafiken: Mario Nebl & Stephan Obel

hat beschlossen, den Studienbeitrag auf 400 Euro zu senken. Da die endgültige Entscheidung des Senats erst am 10. Februar getroffen und anschließend in Kraft gesetzt werden kann, gesteht Ihnen die Universitätsleitung im Vorgriff auf die noch zu beschließende Änderungssatzung zu, dass Sie sich mit dem niedrigeren Betrag zurückmelden können."

Ruppert begründet den Schritt so: „Unsere Reaktion, den Studierenden zuzugestehen, dass sie bereits vor dem Beschluss über die eigentliche Rechtsgrundlage die niedrigere Summe zahlen dürfen, ist der einzige wirksame Versuch, das ‚Theater' (Anm. d. Red.: Ruppert griff den Begriff aus unserer Frage auf) zu beenden."

Wozu das Theater?

Es stellt sich aber die Frage, ob dieses Theater notwendig war. Am Tag nach dem Senatsbeschluss verkündete die Pressestelle der Universität die Senkung der Beiträge. Nach der Weihnachtspause revidierte die Uni-Leitung sie wieder. Der studentische Fachschaftenrat äußert sich dazu so: „Die nach dem Beschluss angeführten formalen Fehler, die den Prozess zur Senkung verzögert haben, banalisieren die bewusste Entscheidung der Senatsmitglieder nicht nur zu einer bloßen Willensbekundung", heißt es in einer Stellungnahme. „Vielmehr entsteht der Eindruck, dass mit dem Rückgriff auf Formalia Politik gemacht wird."

In der Senatssitzung im Dezember war der Präsident als beratendes Mitglied anwesend, wies aber damals nicht auf Fehler im Entwurf hin. Ruppert: „Die Universitätsleitung musste davon ausgehen, dass der Senatsvorsitzende die Prüfung der Eingaben veranlasst hat. Eine juristisch fundierte Stellungnahme konnte, da die Kanzlerin an der Sitzungsteilnahme verhindert war, nicht ad hoc von der Universitätsleitung eingebracht werden."

Keinem Teilnehmer der Sitzung sei zum Zeitpunkt der Beschlussfassung klar gewesen, dass das Gremium einen satzungsrechtlich unzureichenden Beschluss gefasst hat, schildert Senatsvorsitzender Mark Häberlein, auch nicht den Mitgliedern der Hochschulleitung.

Die meisten Studierenden interessiert jetzt vor allem eins: dass sie ab dem Sommersemester nur 400 Euro zahlen müssen. Zu ihrem Glück fehlt lediglich der Senatsbeschluss am 10. Februar. Der Beschluss sollte Formsache sein, vorausgesetzt, die Senatoren haben ihre Meinung seit Dezember nicht geändert.

Inzwischen gibt es allerdings einen weiteren Antrag, der die Senatoren in Versuchung führen könnte. Darin schlägt der Fakultätsrat der SOWI vor, dass die Studierenden der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, unabhängig von einer gesamtuniversitären Senkung der Studienbeiträge auf 400 Euro, weiterhin 500 Euro zahlen sollen. Es wäre die Zugabe nach dem Theaterstück.

Jan David Sutthoff

„Die Putzfrau ist der Depp“

Gleicher Arbeitsplatz, unterschiedliche Arbeitswelten: An der Uni Bamberg sind hunderte Menschen beschäftigt – von der Reinigungskraft bis zum Professor. Wer macht was und vor allem für wie viel? Ottfried hat nachgefragt. Der große Gehaltsreport Teil 1.

Hanne Neldner (43) ist Bibliothekarin in der Teilbibliothek 3 und arbeitet an der Ausleihtheke.

„Nach Abschluss der Schule bin ich in die Richtung Soziales gegangen. Erst auf Umwegen habe ich mich dann für den Job der Bibliothekarin entschieden. Ich wollte gern etwas mit Büchern machen und das Arbeitsamt hat mir dann eine Laufbahn im Bibliotheksdienst angeboten. Das war eine ganz ungewöhnliche Geschichte. Ich wusste gar nicht, dass es diese Ausbildung gibt. Inzwischen bin ich schon viele Jahre dabei, seit 1990. Mein Arbeitstag beginnt morgens um 7.45 Uhr und endet nachmittags gegen 16.30 Uhr. Ich arbeite von Montag bis Freitag, alle sechs Wochen auch mal am Samstag. Netto bekomme ich 1 500 Euro im Monat raus. Damit bin ich eigentlich zufrieden, denn mir gefällt meine Arbeit.
Die meiste Zeit sitze ich an der Ausleihtheke der Teilbibliothek 3. Hier bin ich zuständig für die Ausleihe und Rückgabe der Bücher, helfe Studierenden bei der Literatursuche, signiere Zeitschriftenaufsätze und stelle Semesterapparate zusammen. Außerdem führe ich gemeinsam mit meinen Kolleginnen Schulungen für Schüler und Studierende durch. Es gibt aber viele verschiedene Berufsfelder bei uns: Die einen räumen die Bücher ein, andere verwalten das Magazin. Und in den hinteren Räumen sitzen viele Kollegen, die die Bücher einkaufen und bearbeiten. Der Kontakt zu den Bibliotheksbenutzern macht mir jedoch am meisten Spaß.“

Bärbel Herr (62) ist Vorarbeiterin bei der Putzfirma Dussmann-Service, die von der Uni Bamberg den Zuschlag für die Gebäudereinigung bekommen hat.

„Vorarbeiterin heißt, man muss alles putzen können (lacht). Meine 38-Stunden-Woche beginnt montags um fünf Uhr früh. Dann fängt unser Putzteam mit der Arbeit an. Insgesamt 18 Mann reinigen täglich die Büros, das Audimax, die Seminarräume und die Treppenhäuser an der Feldkirchenstraße. Das ist viel Arbeit, die in möglichst kurzer Zeit erledigt werden muss. Für die Reinigung des großen Audimax' und der Büros rechts und links haben wir beispielsweise nur zwei Stunden Zeit. Am Samstag wird dann noch die Bibliothek von unserer Firma gereinigt – dann ist meine Arbeitswoche zu Ende.
Zu meinem Aufgabenbereich gehört auch die Reinigung der Toiletten und ich muss sagen, ich hätte vor allem von den Frauen mehr Sauberkeit erwartet. Manche Studentinnen … Die schmeißen wirklich alles mögliche in die Toilette. Dass junge Mädchen so unhygienisch sind, das enttäuscht mich wirklich. Die Putzfrau ist für die der reinste Depp! Die Männer sind da die Saubereren.
Die ‚normale' Putzfrau verdient 8,17 Euro die Stunde. Ich bekomme etwas mehr. Am Ende des Monats habe ich dann zwischen 800 und 900 Euro Netto zur Verfügung. Damit bin ich insgesamt zufrieden, vor allem wenn man schaut, was man bei anderen Putzfirmen verdient.“

Fotos: Jürgen Freitag

Erhard Graser (50) ist gelernter Heizungsbauer und Angestellter bei der Betriebstechnik.

„Ich warte die Lüftungs- und Heizungsanlagen der Universität. Das heißt, wenn es Störungen gibt, versuchen wir, diese in Zweierteams zu beheben. Ich werde aber auch gerufen, wenn ein Wasserhahn undicht ist oder wenn es von der Decke tropft. Die meiste Arbeit haben wir im Winter und im Sommer. Die extremen Temperaturen verursachen viele Störungen. Wenn es ein größeres Problem gibt, muss ich auch mal am Wochenende vor Ort sein. Das ist aber die Ausnahme. Das Schlimmste, was in meiner 24-jährigen Berufstätigkeit für die Universität passiert ist, war ein Wasserschaden in einem angemieteten Gebäude. Da war eine Leitung geplatzt. Im unteren Stockwerk stand schon das Wasser. Sonst mache ich vor allem viele Kontrollgänge. Die sind bei mir besonders lang, da ich sowohl im gesamten Innenstadtbereich, also beispielsweise im Markushaus, in den Teilbibliotheken und in der Mensa, als auch an der Feldkirchenstraße unterwegs bin. Im Winter mit dem Auto, im Sommer fahren wir mit dem Fahrrad.
Für die 40 Stunden, die wir in der Woche arbeiten, bekommen ich und meine Kollegen Pi mal Daumen 1 250 Euro Netto im Monat. Mein Gehalt dürfte natürlich gern höher sein, aber mehr gibt meine Stellung eben nicht her. Das heißt, ich muss schon auf mein Geld achten und meine Ausgaben genau planen.“

Jürgen Freitag

„Anwesenheitspflicht ist problematisch"

Mit ihrem Listenboykott versuchten die Besetzer der U7 Ende letzten Jahres, die Abschaffung der Anwesenheitspflicht in Bamberg zu erzwingen. Herausgekommen ist dabei ein Appell der Unileitung an alle Lehrenden, die Handhabung zu lockern.

„Die Anwesenheitspflicht bei Veranstaltungen ist ausnahmslos abzuschaffen." So lautet Punkt Drei des Forderungskatalogs, den die Besetzer der U7 im November letzten Jahres der Unileitung vorlegten. Diese reagierte mit ihrem 10-Punkte-Plan zur Verbesserung der Lehre und der Studiensituation: Es erging der Aufruf an alle Lehrenden, „die Eigenverantwortlichkeit des Studiums nicht durch schematische Anwesenheitsverpflichtungen zu konterkarieren." Was aber hat dieser Appell bis jetzt bewirkt? Können die Studierenden tatsächlich laxer mit ihren universitären Verpflichtungen umgehen?

Kontrollpflicht ist ein Irrglaube

Zunächst einmal, so scheint es, hat sich wenig getan. Nach wie vor sind beispielsweise in den aktuellen Modulhandbüchern für die Bachelor-Studiengänge Germanistik oder Geschichte alle Module mit dem Passus versehen, dass die regelmäßige Teilnahme Voraussetzung für den Erhalt von ECTS-Punkten ist. Auf den Veranstaltungsalltag übersetzt, bedeutete das meist: Wer öfter als zwei Mal in einer Veranstaltung fehlt, muss ein ärztliches Attest vorlegen oder ist von der Prüfung ausgeschlossen. In einer Stellungnahme gegenüber Ottfried erklärt Vizepräsident Sebastian Kempgen, dass das nicht so sein müsse und auch nie sein musste. Kempgen stellt klar, die Lehrenden seien zu keinem Zeitpunkt dazu angehalten worden, die studentische Teilnahme an Lehrveranstaltungen intensiver zu überprüfen. Allerdings erfassen die Bachelor- und Masterstudiengänge den „workload" der Studierenden viel detailgenauer, als es früher üblich war. Konsequenz der entsprechenden Vermerke in den Modulhandbüchern war „der Irrglaube, man müsse die Anwesenheit, anders als früher, schärfer kontrollieren." Die beschriebene Verfahrensweise in Sachen Anwesenheitspflicht hat demnach nie als Regelung bestanden. Nicht einmal als unverbindliche Richtlinie. „Es handelte sich vielmehr um eine Praxis, die sich eingebürgert hatte."

Genau mit dieser Praxis wollten sich die Besetzer in der U7 aber nicht abfinden. Der bloße Appell an die Lehrenden durch die Unileitung war ihnen zu wenig. Also riefen sie die Studierenden mit Plakaten zum Listenboykott auf und verteilten Sticker, mit denen die Anwesenheitslisten beklebt werden sollten.

Studierende zum Erfolg zwingen

Ihre Forderung: Die vollständige Abschaffung der Anwesenheitspflicht und dies möglichst schnell. In einzelnen Vorlesungen verzichteten die Dozenten daraufhin auf die weitere Überprüfung der Anwesenheit. Um die Unterschriftenlisten aber mit sofortiger Wirkung aus allen Hörsälen zu verbannen, wäre eine universitätsweite verbindliche Regelung nötig, die die Teilnahme überprüft. Damit kann und will die Universitätsleitung aber nicht dienen. „Es gibt ein gemeinsames Verständnis darüber, dass es jedem Dozenten selbst überlassen bleibt, für seine Lehrveranstaltungsformen und Module im Einzelnen festzulegen, welche Form der Teilnahme für richtig gehalten wird", so Kempgen. Letztlich sei die Frage nach der Anwesenheitspflicht eine didaktische.

„Ich bin mir darüber im Klaren, dass es problematisch ist, Studierende zur Anwesenheit zu verpflichten, das widerspricht auch meinem Idealbild von selbstbestimmtem Lernen", sagt Detlef Goller, Dozent am Lehrstuhl für Deutsche Philologie des Mittelalters. Trotzdem wolle er die Anwesenheit in seinen Kursen weiter überprüfen. „Der studentische Erfolg bei Seminaren mit Anwesenheitspflicht ist größer als der in Veranstaltungen ohne", begründet er seine Entscheidung, die er zum Wohle der Studierenden treffe. „Wenn ich es nicht mehr persönlich nehme, wie die Studierenden in meinen Veranstaltungen am Ende des Semesters abschneiden, bin ich kein guter Lehrer mehr."

Mario Nebl

Grafik: Mario Nebl

Uni unterstützt Unternehmertum ungenügend

Ein „u" fehlt noch: unten. Eine Studie, die unternehmerische Tätigkeiten an Hochschulen bewertet, vergibt der Uni Bamberg den vorletzten Platz.

Hochschulrankings gibt es viele: Mal schwimmt die eigene Uni ganz oben mit, mal taucht sie ab. In der von der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) herausgegebenen Studie „Vom Student zum Unternehmer" ist die Uni Bamberg allerdings komplett untergegangen. Platz 58 von insgesamt 59 teilnehmenden deutschen Hochschulen ist mit den gewöhnlichen Hochs und Tiefs nicht zu rechtfertigen. Die Ende November 2009 veröffentlichte Studie gibt wieder, inwieweit Hochschulen den Studierenden eine Chance geben, unternehmerisch tätig zu werden. Gemessen wurden Aktivitäten und Vorkehrungen in acht Bereichen, beispielsweise die externe Vernetzung oder außercurriculare Qualifizierung und Betreuung. Die Erhebung wird alle zwei Jahre durchgeführt und ist laut des Herausgebers, Professor Jürgen Schmude, „der Spiegel der Aktivitäten innerhalb dieser Zeit". Dass naturwissenschaftliche Fakultäten fehlen, ist laut Schmude keine hinreichende Begründung für die schlechte Platzierung Bambergs. Es komme eher darauf an, was in den bestehenden Bereichen gemacht werde. „Bamberg stand mal besser da", begründet der Forscher seine Meinung. Da man in letzter Zeit aber diesbezüglich zu wenig handelte, seien andere Hochschulen vorbeigezogen.

Den Vorwurf der Untätigkeit weist die Uni Bamberg zurück. „Das in der Studie veröffentlichte Ranking entspricht – bezogen auf die Otto-Friedrich-Universität Bamberg – teilweise nicht der aktuellen Situation", erklärt Peter Rosner vom Dezernat Forschung und Transfer. Zwar umfasse die Studie größtenteils einen Zeitraum, in dem in der Tat keine direkte Gründerberatung existiert habe, dies sei aber seit Januar 2009 anders. Zusammen mit anderen Hochschulen habe Bamberg das Projekt „4 hoch 2 für Oberfranken" gestartet, dessen Ziel es ist, die Gründertätigkeit anzukurbeln.

Da dieses Projekt auf das Ende des vom Ranking erfassten Zeitraums falle, würden seine Auswirkungen nicht adäquat erfasst. „Seit dem Sommersemester 2009 gibt es zudem per Lehrauftrag eine Lehrveranstaltung ‚Entrepreneurship und Unternehmensgründung', womit erste Schritte in Richtung einer Verankerung des Gründungsgedankens in der grundständigen Lehre getan sind", ergänzt Rosner. Inwieweit diese Maßnahmen fruchten, wird das Ranking der LMU Im Jahr 2011 zeigen.

Eugen Maier

Weltpolitik light

Im Rahmen des National Model United Nations (NMUN) fahren Studierende aus Bamberg zu den Vereinten Nationen nach New York, um in die Rolle von Diplomaten zu schlüpfen. Zur Vorbereitung hatten sie ein Meeting im Auswärtigen Amt und in der Beninischen Botschaft in Berlin.

Sechzehn Studierende, zur Unzeit aus dem Bett gejagt, stehen in der stechend kalten Morgenluft am Bamberger Bahnhof. Die Krawattenknoten schief, die Pumps noch im Koffer. Keine Limousine mit Diplomatenkennzeichen wird sie abholen, kein schickes Hotel sie erwarten. Doch die Gruppe hat eine Mission, das Schlottern ist nicht umsonst. Es geht in die Hauptstadt, in die Botschaft der Republik Benin und ins Auswärtige Amt. Und da Anspruch und Wirklichkeit zweierlei sind, fahren sie mit dem Bummelzug und übernachten im Backpacker Hostel. Wenigstens nicht in Neukölln.

Foto: Stephan Obel

Wer bin ich und was mach' ich?

Alles nur gespielt

16 Studierende, so viele Teilnehmer zählt die diesjährige Bamberger Delegation. NMUN ist ein riesiges Polit-Spiel, ausgetragen im Hauptquartier der Vereinten Nationen in New York. Die Mitspieler: rund 5 000 Studierende aus aller Welt. Das Prinzip: Jede Delegation vertritt eines der 192 UN-Mitgliedsländer. Ziel des Spiels: Imitiere eine Woche lang einen Diplomaten und verändere die Welt – zumindest auf dem Papier. Bamberg vertritt 2010 die westafrikanische Republik Benin, eines der ärmsten Länder der Welt. Kein Global Player aus dem Lehrbuch also, aber die Motivation stimmt. Vor allem Entwicklungsfragen sind von Belang, bei der Wasserversorgung oder dem allgemeinen Bildungsstandard gibt es noch viel zu tun. Zumindest politisch ist das kleine Land stabil. Seit der friedlichen Revolution 1989/90, die die sozialistische Herrschaft ablöste, gab es keine größeren Auseinandersetzungen. Die Vorbereitungen für das politische Happening in New York laufen seit Anfang des Wintersemesters. Ein wöchentliches Tutorium und ein begleitendes Seminar stehen fest im Stundenplan jedes „Delegates". Da das Verhalten Benins auf dem internationalen Parkett so realitätsnah wie möglich simuliert werden soll, sind Informationen über die politische, wirtschaftliche und kulturelle Lage des Landes für die Teilnehmer des Projekts unabdingbar.

Knallharte Verhandlungen

Die bisherigen Recherchen wurden bei einem Treffen mit der Länderreferentin für Westafrika und dem Referenten der Vereinten Nationen im Auswärtigen Amt in Berlin sowie mit dem Premier Secrétaire des Botschafters mit Informationen aus erster Hand ergänzt. Für die Arbeit in den einzelnen Komitees, in denen in New York knallhart verhandelt wird, ist diese Erfahrung Gold wert. Diverse Themen, von Entwicklungshilfe über Atompolitik bis hin zu Flüchtlingsfragen, stehen auf der Tagesordnung. Während der einwöchigen Konferenz sollen schließlich auch tragbare Resolutionen entstehen.

Afrika ist für viele Europäer immer noch ein schwarzer Kontinent, wenigstens was das Wissen um die dort herrschenden Verhältnisse angeht. Aber gerade das ist der Reiz: Sich in eine gänzlich neue Situation einzufinden und die weltpolitische Lage einmal von der Warte eines anderen Landes aus zu sehen. Früher hätte man so etwas wohl Völkerverständigung genannt.

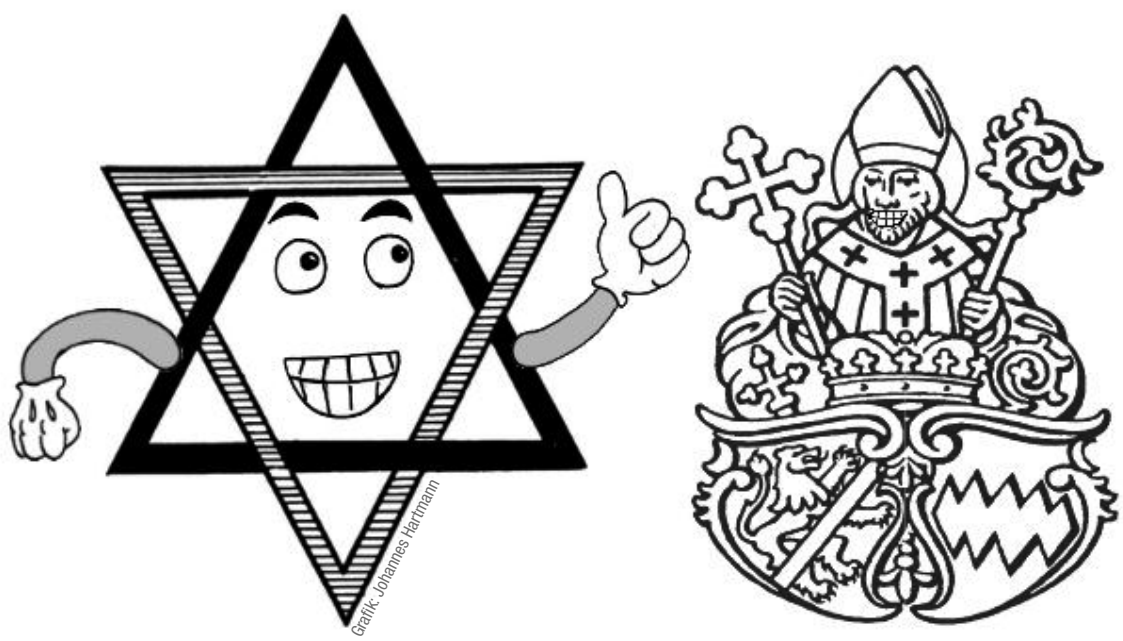
Matthias Waha

News und Infos zum NMUN-Projekt findet ihr auf ***www.nmun-bamberg.de*****.**

Anzeige

Eine offene Tür zum Judentum

Seit November 2009 gibt es in Bamberg ein jüdisches Lehrhaus, den „Bet Midrasch“. In Zusammenarbeit mit der Professur für Judaistik der Uni Bamberg werden dort Vorträge gehalten. So möchte man auch Nicht-Juden die Religion und Kultur des Judentums näher bringen.



Grafik: Johannes Hartmann

Schma Jisrael, Kaddisch, Amidah oder Ejn Kelohejnu: Mit diesen Begriffen können die meisten Leute nichts anfangen. Es sei denn, sie studieren Judaistik oder waren schon einmal im Schabbat-Gottesdienst.
Schabbat, der jüdische Ruhetag, wird von Freitagabend bis Samstagabend gefeiert. Die Schabbat-Lithurgie für die Gottesdienste entwickelte sich ab dem zweiten oder dritten Jahrhundert nach Christus. Jede Gemeinde nutzt eigene Riten und Gebete. Als Laie kommt man da schon einmal durcheinander. Wer sich jedoch in dieser Hinsicht weiterbilden möchte, der hat seit Mitte November in Bamberg die Möglichkeit dazu.
Antje Yael Deusel, Kulturreferentin und Vorbeterin der Israelitischen Kultusgemeinde in Bamberg, erklärt an einem Dienstagabend mit ihrem Vortrag „Schabat-Lithurgie“ die Abläufe der Schabbat-Gottesdienste. Zum mittlerweile dritten Vortragsabend im jüdischen Lehrhaus „Bet Midrasch“ in Bamberg sind 30 Menschen gekommen, die sich für das Judentum interessieren.

„Bet Midrasch“ stammt aus der Antike

Jüdische Lehrhäuser sind im eigentlichen Sinne Bildungseinrichtungen für Juden, die sich näher mit ihrer Religion auseinandersetzen wollen. Der Begriff „Bet Midrasch“ stamme schon aus der Antike, erklärt Susanne Talabardon, Professorin für Judaistik an der Uni Bamberg und Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des Lehrhauses. „Die Lehrhäuser waren damals noch kommunale Einrichtungen, die dazu gedacht waren, die Hebräische Bibel, vor allem die Tora, den Leuten vorzustellen und zu übersetzen, da Hebräisch damals nicht mehr auf der Straße gesprochen wurde und die Leute die Bibel nicht mehr verstehen konnten.“ Die Bedeutung der biblischen Gebote und Verbote wurden so für den Alltag weitergegeben und angepasst. Nach dem Verlust des Tempels, der Stadt Jerusalem und somit der nationalen Autonomie bildete sich das Judentum als eine Gelehrtenkultur heraus. Laut Talabardon diente der „Bet Midrasch“ als Ort, an dem die jüdischen Gelehrten sich austauschen und diskutieren konnten und ihr Wissen an die Breite der jüdischen Gesellschaft weitergeben konnten.

„Wir wollen eine breite Öffentlichkeit ansprechen“

Das Besondere des Bamberger Lehrhauses ist, dass es neben den 900 jüdischen Gemeindemitgliedern auch Nicht-Juden offen steht. Der Bamberger „Bet Midrasch“ sei als Schaufenster der jüdischen Kultur in die Stadt hinein gedacht, sagt Talabardon. Dabei wechseln sich jüdische und nichtjüdische Referenten ab. Damit ein gewisses wissenschaftliches Niveau erhalten bleibt, arbeitet die Jüdische Gemeinde mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, der Gesellschaft für jüdische Geschichte und Religion und der Universität Bamberg zusammen, erzählt Heinrich Chaim Olmer, Erster Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde. So sei der „Bet Midrasch“ beispielhaft und nachahmenswert, meint Olmer. „Wir haben etwas mitzuteilen, sowohl aus dem ethischen als auch religiösen Bereich und wollen somit den Dialog fördern.“ Wer einmal an einem Schabbat-Gottesdienst freitags, um 19 Uhr, teilnehmen will, der sei immer herzlich willkommen, so Olmer.
Auch für die Bamberger Studierenden der Judaistik birgt der „Bet Midrasch“ eine weitere Möglichkeit, sich wissenschaftlich auszutauschen und einzubringen. „Für mich als Professorin und auch für die Universität Bamberg ist die Zusammenarbeit mit der Jüdischen Gemeinde eine große Bereicherung“, so Talabardon. Mitglieder der Gemeinde hielten nämlich Seminare für die Studierenden. „Ich als Nicht-Jüdin halte es für besser, wenn manche Themen von Gemeindemitgliedern direkt den Studierenden näher gebracht werden“, sagt Talabardon. So erführen diese authentisch, wie das jüdische Gemeindeleben ablaufe.

Nicole Flöper

Wer sich für die Vorträge interessiert, findet Infos auf *www.ikg-bamberg.de*.

INFO

Susanne Talabardon

Foto: privat

Susanne Talabardon studierte von 1984 bis 1990 Evangelische Theologie an der Humboldt-Universität Berlin, danach promovierte sie von 1990 bis 1994.
Die Faszination für Hebräisch und dafür, die Bibel im Original lesen zu können, waren die Auslöser für ihr Interesse am Judentum.
1996 promovierte sie über die jüdische Rezeptionsgeschichte der Deutung Mosches als Prophet.
Seit 2008 ist Talabardon Inhaberin der Professur für Judaistik in Bamberg.

Einsteigen, abheben, ankommen!

Man trifft sich meist am Bahnhof oder auf einem Parkplatz nahe der Autobahn. Man steigt zusammen in ein Auto. Man kennt sich nicht, hat aber ein gemeinsames Ziel. Eine Mitfahrgelegenheit ist Mittel zum Zweck, günstig von A nach B zu kommen. Aber manchmal passiert Unvorhergesehenes.

Mitfahrgeknebeltheit – hoffentlich die Ausnahme!

Foto: Stephan Obel

„Es war im Winter 2004“, erinnert sich die 27-jährige Katharina. „Ich wollte nur schnell von Köln, wo ich damals studierte, zu meinem Freund nach Leipzig.“ Also sucht sie, wie schon so oft, eine günstige Mitfahrgelegenheit. Kein Problem, dank Internetplattformen wie www.mitfahrgelegenheit.de oder www.mitfahrzentrale.de. Als das Internet noch Zukunftsmusik war, vermittelten Schwarze Bretter oder Büros an Hauptbahnhöfen gebührenpflichtig Mitfahrgelegenheiten. Heute sind sie hingegen selten geworden. Die Transportmittelsuche vom heimischen Computer aus ist inzwischen nicht nur bei Deutsche Bahn-Boykottierern und Dauerpendlern beliebt geworden. „Zur Zeit haben wir fast zwei Millionen registrierte Nutzer. Davon sind etwa 40 Prozent Studenten“, erklärt Michael Reinicke, Gründer und Geschäftsführer von www.mitfahrgelegenheit.de. Bei der Gründung im Jahr 2001 war er selbst noch Student. „Vor allem, wenn das Benzin teurer wird oder die Bahn ihre Preise erhöht, steigt auch unsere Mitgliederzahl.“ 20 Euro von Köln nach Leipzig – unschlagbar! Katharina steigt mit zwei weiteren Mitfahrern in einen silbernen VW Passat. Der Fahrer wirkt seriös, ist etwa Mitte 40, trägt Anzug. „Vermutlich kein Triebtäter oder Raser mit Todeswunsch“, denkt sich Katharina, bevor sie sich – keine Lust auf Smalltalk – aus ihrer Jacke ein Kissen formt und einschläft.

Vor Fahrtantritt abkassieren

Wenn man bei einem Fremden ins Auto steigt, gibt es keine Garantie dafür, am Ende nicht zerstückelt im Straßengraben zu enden. Zwar müssen sich die Fahrer bei den meisten Portalen mit E-Mail-Adresse, Telefonnummer und Kfz-Zeichen registrieren. Aber der gesunde Menschenverstand sollte trotzdem immer mitfahren. Zusätzlich gibt es Listen mit Mitfahrgelegenheiten nur für Frauen, sowie schwarze Listen, auf denen vor unangenehmen Fahrern und betrügerischen Beifahrern gewarnt wird.
Ingrid, Biologie-Studentin aus Halle, lässt sich auch oft irgendwohin mitnehmen. Wenn ihr ein Fahrer seltsam vorkommt, ist sie konsequent: „Dann steige ich einfach nicht ein. Außerdem versuche ich Fahrten über das Telefon auszumachen. So kann man feststellen, ob einem der Mensch am anderen Apparat sympathisch ist.“ Die 24-Jährige hat noch ein paar hilfreiche Ratschläge parat: „Als Fahrer sollte man vor Fahrtantritt abkassieren. Sonst heißt es plötzlich: ‚Ups, ich hab kein Geld dabei! Ich überweise es dir.‘“ Das Spritgeld sehe man nie wieder. Beifahrer sollten sich außerdem vor der Fahrt vergewissern, dass sie im richtigen Auto sitzen. Ingrids Bekanntem sei es nämlich schon passiert, dass er mit einem Thomas nach Berlin fahren wollte. Nach 200 Kilometern stellte er aber fest, dass er bei einem Thomas im Auto saß, der nach Hamburg fuhr.

Mitfahrgelegenheit: Hubschrauber

Bei Katharina läuft unterdessen alles nach Plan. Der VW Passat steht zwar wegen des Schneechaos’ im Stau, aber die Mitfahrer sind nett, Kekse werden herumgereicht. Als das Schneetreiben aber immer schlimmer wird und sich die Autokarawane auch nach Stunden nicht bewegt, will sie nur noch nach Hause. Inzwischen verteilen Helfer vom Roten Kreuz heißen Tee und Kaffee an die Wartenden in den Autos. Da nimmt der Fahrer ein Funkgerät aus dem Handschuhfach, steigt aus und gestikuliert wild mit den Leuten vom Roten Kreuz. 20 Minuten später landet jenseits der Leitplanke ein Militärhubschrauber auf dem Feld. „Es stellte sich heraus, dass der Fahrer einer der Hubschrauberpiloten des ehemaligen Bundeskanzlers Gerhard Schröder war“, grinst Katharina. Im Hubschrauber geht es für die Mitfahrer direkt nach Leipzig. Den VW Passat lassen sie auf der Standspur stehen. „Das war mit Abstand meine spektakulärste Mitfahrgelegenheit!“

Bianka Morgen

Wie ist die Beteiligung in deinen Kursen?

Fotos: Elisabeth Oertel & Charlotte Schöberl

Ramona, Sozialpädagogik/Kunst (BA), erstes Semester:
„In den Seminaren, in denen hauptsächlich diskutiert werden soll, beteiligen sich Viele, aber es sind oft die gleichen Leute. Wenn der Dozent viel redet, dann kommt oft keine Diskussion zustande und alle hören bloß zu. Die Beteiligung hängt also auch von der Art des Seminars ab. Ich persönlich beteilige mich je nach Tagesform. Besonders jetzt in der anstrengenden Klausurenzeit höre ich lieber einfach 'mal zu. Wenn etwas meiner Meinung widerspricht, dann melde ich mich aber auch und versuche, meinen Standpunkt zu erklären."

Tobias Brütting, Latein, Englisch, Spanisch (LA Gymnasium), siebtes Semester:
„Das kommt ganz auf das Fach an. In Latein ist die Beteiligung zum Beispiel sehr hoch. In Spanisch und Englisch hängen die Mitarbeit und die Motivation vom Dozenten ab, also davon, wie er das Seminar gestaltet. Bei Referaten machen relativ wenige Studierende mit und hören eher nur zu.
Ich finde es sehr sinnvoll mitzuarbeiten, weil man so den Stoff einfach leichter behält."

Anna Blechner, Französisch, Geografie (LA Realschule), sechstes Semester:
„In Seminaren machen die Studierenden größtenteils mit, meistens jedoch nach Aufforderung des Dozenten. Gut, zwei oder drei sitzen immer im Kurs, die sich ohnehin oft zu Wort melden. Ich für meinen Teil halte mich eigentlich eher zurück, nicht weil mich die Seminare nicht interessieren, sondern weil ich mir selbst meine Gedanken dazu mache und erst einmal abwarte, was meine Kommilitonen so sagen."

Simone, Soziologie (Diplom), siebtes Semester:
„In Soziologie beteiligen sich Viele an den Diskussionen, weil es dabei oft um die eigene Meinung zu einem Thema geht. Ich glaube, da sind Viele motivierter, etwas zu sagen. Ich diskutiere immer gerne mit, weil mir sonst langweilig werden würde und es so mehr Spaß macht. Ob man sich in den Seminaren beteiligt, ist aber bestimmt auch eine Typfrage. Manche Leute sind einfach schüchterner oder trauen sich nicht, etwas zu sagen, weil sie denken, dass ihre Beiträge sich nicht so schlau anhören wie die der anderen."

Ganev, Politikwissenschaft (Diplom), fünftes Semester:
„Ich denke, dass viele Leute nur in bestimmten Seminaren sitzen, weil sie den Schein brauchen. Dann gibt es wenig Bereitschaft zu Diskussionen, und wenn, dann reden sowieso meistens die gleichen Leute. Ich beteilige mich gerne an Diskussionen und finde es oft schade, dass Viele gar nichts sagen. Es hängt aber auf jeden Fall davon ab, ob der jeweilige Dozent es schafft, aus den Leuten etwas herauszukitzeln."

Elisabeth Oertel
Charlotte Schöberl

KOMMENTAR

Nicht grenzenlos

Foto: Nicole Flöper

Von Charlotte Schöberl

„Vier gewinnt" und „Ich mach' nicht mehr als ich muss" sind für den einen Studierenden Weisheiten des Alltags, für den anderen absolutes Tabu.
Dass bei dieser Einstellung die Arbeitsfortschritte und die Motivation einiger engagierter Studierender in Seminaren und anderen Kursen in den Keller rutschen, ist nicht verwunderlich. Sich für seine Mitarbeit und Diskussionsbeteiligung bei manchen Kommilitonen entschuldigen zu müssen, ist zwar nicht der Normalfall, dennoch passiert das in einigen Seminaren. Wenn manche Studierenden ihre Stunden und ECTS-Punkte nur absitzen wollen und deswegen lediglich körperlich anwesend sein müssen, ist das ihre Sache. Genauso, wenn sie sich nicht in Diskussionen einbringen und am Seminargeschehen beteiligen.
Geht es aber so weit, dass sich diese Studierenden bei ihren Kommilitonen beschweren und diejenigen verspotten, die Interesse an den im Seminar behandelten Themen zeigen, ist das keineswegs akzeptabel. Probleme erörtern, lernen, diskutieren – so soll das Studieren sein. Wollen manche Studierenden in ihren Kursen einfach nichts sagen, ist das in Ordnung, solange sie die Lehrveranstaltung nicht stören. Unmöglich ist es aber, wenn sie engagierte Studierende ermahnen, sie sollen weniger mitarbeiten, damit sie selber nicht so viel mitschreiben müssen.
Klar, wer an der Uni ist, merkt selbst manchmal, dass man nicht immer bei jeder Vorlesung und in jedem Seminar mitarbeiten kann, sei es, weil man am Vortag auf einer Uni-Fete war, sei es, weil man für das Seminarthema nicht gerade viel Interesse hegt – das kommt vor, sollte aber keinesfalls den Uni-Alltag beherrschen.

Zeichnung: Johannes Hartmann

Feuriger Liebhaber oder doch nur *mammone*?

Italien – das Land des Vino, der Pizza, der Pasta, der Mafiosi, der schnellen Autos und natürlich der feurigen Liebhaber .... oder? Es gibt viele Gerüchte und Klischees über das Land des *dolce vita.* Doch was stimmt?

Erstens: Alle italienischen Männer sind Machos. Nun gut. Zunächst einmal wollen wir festhalten, dass Ausnahmen die Regel bestätigen und sich sicherlich nicht alle Italiener über einen Kamm scheren lassen. Aber, ja: Es gibt sie, die Italo-Machos wie aus dem Lehrbuch, mit großen Sonnenbrillen, Goldkettchen, behaarter Brust und – nicht zu vergessen – einem nahezu bis zum Bauchnabel aufgeknöpften Designerhemd, damit auch jede *bella ragazza* die schwarz-wuchernde Pracht auf der Vorderseite bewundern kann. Noch ein lockeres „Ciao Bella“ auf den Lippen und der klassische Gigolo ist perfekt. Möglich, dass ein Italiener sich mit einem selbstbewussten „Hey, ich bin Italiener, wir sind die besten Liebhaber der Welt“ vorstellt. Auch möglich, dass frau (Blondinen bevorzugt) auf offener Straße von einem Unbekannten eine Handynummer zugesteckt bekommt oder auf einen *caffé* eingeladen wird. Dabei spielt es keine Rolle, ob der gnädige Spender fünf oder 20 Jahre älter, Tellerwäscher oder Kinderarzt ist. Dass die meisten Italiener dieses Schlages noch bei *mamma* wohnen, (dafür gibt es sogar einen eigenen Namen: *mammone*) wird den Objekten der Begierde dann aber doch meistens verschwiegen.

Zweitens: Italiener können kein Auto fahren. Ob sie wirklich nicht Auto fahren können, sei hier ‘mal dahin gestellt. Italiener fahren eben anders. Schnell, laut hupend, auch ‘mal auf der falschen Seite und rote Ampeln werden ja ohnehin völlig überbewertet. Untermalt wird das Ganze mit ausladenden Handbewegungen und heftigen Flüchen. Da nimmt es sogar die italienische Polizei manchmal nicht allzu genau mit den Verkehrsregeln, schon gar nicht, wenn es darum geht, hupend an anderen Autos vorbeizufahren, nur um ein Mädchen an der Bushaltestelle zu beeindrucken (ja, wir reden von der Polizei).

Pläne sind nur Vorschläge

Wo wir schon dabei sind: Es ist auch nicht besonders verwunderlich, wenn ein Carabiniere wegen Lärmbelästigung zu einer Party gerufen wird und dann einfach spontan mitfeiert. *La dolce vita* eben.

Drittens: Die Italiener sind eher gemütlich und genießen das Leben. Stimmt. Abgesehen von heftigen Wutausbrüchen, die bei einem Italiener wilde Gestikulationen auslösen können, ist er doch eher ein Geniessertyp. Der Tag beginnt mit einem gemütlichen *caffé* in einer Bar, die Geschäfte sind während der Mittagszeit für drei (!) Stunden geschlossen und „streiken“ scheint eine Lieblingsbeschäftigung, vor allem der Römer, zu sein. Auch hat man hier eine völlig andere Beziehung zum Begriff „zu spät sein“. 15 bis 30 Minuten Verspätung sind eigentlich normal, wobei man aber auch beachten muss, dass es keine Fahrpläne gibt und man locker 20 Minuten auf den Bus wartet. Dann kommen aber drei Busse gleichzeitig. So ist es eben, *„Bella Italia“*, und vielleicht gerade wegen seiner Eigenheiten und Macken so liebenswert.

Isabell Engler

Foto: Sebastian Burkholdt

Zwischen Luxus und Mangelerscheinung

Montage: Andreas Böhler

An der University of South Carolina in Columbia zahlen Studierende mehr als das achtfache der hiesigen Studienbeiträge. Da erwartet man als deutscher Studierender himmlische Bedingungen. Die herrschen in Columbia auch, allerdings nicht überall.

Bevor am 10. Januar die Vorlesungszeit an der University of South Carolina wieder begann, wurden die Studierenden des Kurses „World War II in German Film“ zweimal von ihrem Dozenten per E-Mail daran erinnert, dass sie sich doch bitte die Semesterübersicht ausdrucken sollten. Zur ersten Sitzung hatte das der Großteil der Studierenden auch erledigt. Und tatsächlich hatte der Professor keine Kopien des Syllabus dabei: „Danke, dass Sie meine Mail berücksichtig haben. Wie Sie wissen, kann ich aufgrund der andauernden Budgetkrise keine Kopien für Sie alle machen.“

Knapp 4 400 Dollar, umgerechnet mehr als 3 000 Euro, muss ein Bachelor-Studierender in Columbia pro Semester berappen, wenn er im Staat South Carolina wohnhaft ist. Für Studierende „von außerhalb“ sind es sogar umgerechnet über 8 000 Euro. Und diese Gebühren können nicht für Kopien der Semesterübersicht verwendet werden?

„Der Lehrstuhl gibt wohl tausende von Dollar für Kopien aus“, sagt Professor Nichols Vazsonyi. Nachdem einige wenige Mitarbeiter immer wieder die Kopierer für private Zwecke verwendet hatten, wurde ein Limit auf die Anzahl der Kopien angelegt, die ein Angestellter im Monat anfertigen kann. „Wir müssen einen individuellen Code eingeben, bevor wir kopieren können. Sobald wir unser Limit erreichen, funktioniert der Kopierer für uns bis zum nächsten Monat nicht mehr“, so Vazsonyi weiter. Kopien von mehrseitigen Semesterplänen für alle sind da nicht mehr drin.

Im Kontrast dazu bietet die Universität ihren Studierenden jedoch großen Luxus. Vor einigen Jahren wurde in der Nähe einiger Wohnheime ein wahrer Fitnesstempel gebaut. Zwei Pools, einer innen, einer für Sonnenanbeter, mehrere Basketball- und Volleyballfelder, Tischtennisplatten, eine Laufbahn, eine Kletterwand und natürlich zahlreiche Ausdauer- und Kraftmaschinen können von den Studierenden kostenlos genutzt werden. Auf dem Campus bringen Busse die Studierenden von A nach B – umsonst. Tickets für Spiele der universitätseigenen Football- oder Basketballteams? Umsonst.

In einer anderen Lehrveranstaltung wird wieder deutlich, dass es trotzdem an vielen Ecken mangelt. So müssen Studierende für einen Kurs in einem Computerraum den eigenen Laptop mitbringen. Alle vorhandenen PCs sind bereits besetzt. Dann eben noch schnell Stühle aus einem anderen Raum herangeschafft und mit dem Laptop auf dem Schoß gearbeitet. Teil der universitären Sparmaßnahmen ist, auf das Einstellen neuer Lehrkräfte zu verzichten und lieber bestehende Kurse zu überfüllen.

Doch woran mangelt es eigentlich? Die University of South Carolina ist eine öffentliche Uni. Finanziert wird sie von Studienbeiträgen, Spenden und vom Bundesstaat aufgebrachten Mitteln. Und obwohl die Studienbeiträge üblicherweise von Jahr zu Jahr erhöht werden, fehlt es an so manchen Enden, da die staatlichen Mittel nur etwa 20 Prozent des Finanzbedarfs decken. „Für eine staatliche Universität ist das“, so ein Mitglied des Germanistik-Lehrstuhls, „ein trauriger Zustand.“

ANDREAS BÖHLER

Anzeige

Für gefangene Seelen sorgen

Drogenhändler, Mörder, Sexualstraftäter – Das sind die Klienten von Hans Lyer. Er ist Seelsorger in einem Jugendknast in der Nähe von Bamberg. Lyer versucht, den jungen Verbrechern neue Perspektiven zu öffnen und sie auf den Geschmack des Lebens zu bringen.

Ruhig und besonnen steht Hans Lyer neben dem Altar der ehemaligen Klosterkapelle. Er hat seine Augen leicht zugekniffen, wenn er spricht. Ganz so, als gingen ihm ständig schwere Gedanken durch den Kopf. Auf seiner markanten Nase trägt er eine schwarz umrahmte Brille. Eine gesunde Autorität strahlt er aus. Und doch ist da etwas Jungenhaftes, fast Spitzbübisches in seinem wachen Ausdruck. Lyers Blick wandert durch den kleinen Kapellraum. Entlang der dicken Steinwände sind bunt bemalte Kreuze aufgestellt. Dann deutet er aus dem Fenster, über den großen Innenhof hinüber zu einem schweren Betonbau: „Dort drüben ist jede Zelle, jedes Gitter ein Mensch."

Seit 15 Jahren ist Hans Lyer katholischer Seelsorger in einem Jugendgefängnis für Langstrafen. Junge Männer im Alter von 17 bis 23 Jahren sitzen hier bis zu zehn Jahren ein. Die Haftanstalt ist im ehemaligen Zisterzienserkloster von Ebrach untergebracht. Ein kleiner Ort mitten im Steigerwald, etwa 35 Kilometer westlich von Bamberg. Außer dem Kloster gibt es dort nichts. Ein Ort, der nur Gefängnis ist. Doch von außen lässt sich noch nicht erahnen, dass sich in den herrschaftlichen Klostergemäuern aus dem frühen 12. Jahrhundert tatsächlich ein Knast befindet.

Gewaltvolle Szenen

‚Kreuzgang-Atelier' nennt Lyer seinen Arbeitsraum, den er sich innerhalb der dicken Gefängnismauern eingerichtet hat. Ein heller langer Raum voll mit Bildern, Fotos und kleinen Skulpturen. An den Wänden lehnen große Bildtafeln, die in düsteren Farben gewaltvolle Szenen darstellen. Ein langhaariger Kerl wendet sich einer stillenden Mutter mit entblößter Brust zu. Im Hintergrund auf Pflöcken aufgespießte Babys und fratzenhafte Gesichter. Daneben ein junger Mann verloren in einer unwirklichen Landschaft. Um ihn herum schweben übergroße Heroinspritzen gefüllt mit giftig-bunten Substanzen. Die Drogen haben ihn auf einen gefährlichen Trip gejagt.

Die Kunst spielt eine wichtige Rolle in Lyers Seelsorge. Vor etwa zehn Jahren hat er das Projekt „Kunst und Knast" ins Leben gerufen, in dessen Rahmen auch die bedrückenden Gemälde entstanden sind. Der Künstler Manfred Scharpf hat sie gemalt, nachdem er Lyer bei dessen Arbeit im Gefängnis begleitet hat. Eine künstlerische Interpretation, und doch entstammen die Szenen den echten Geschichten, von denen die Gefangenen erzählen. Im Laufe der Jahre sind viele solcher Projekte mit den Gefangenen entstanden. „Wenn sie malen, dann verstellen sie sich nicht. In den Bildern geben sie oft viel mehr von sich preis als im Gespräch", erzählt Lyer aus seiner Erfahrung.

Verbrechen und Gewalt sind immer gegenwärtig in Lyers Arbeit. Er setzt sich täglich mit jungen Menschen auseinander, die einen großen Teil ihrer Jugend hinter Gittern verbringen. Fast alle kommen aus sozial schwachen Verhältnissen. Alkoholabhängige Eltern und Gewalt in der Familie, das haben die Inhaftierten reihenweise erlebt. Die meisten kamen mit Drogen in Kontakt, Diebstahl, schwerer Körperverletzung – das sind die harmloseren Fälle. Daneben gibt es aber auch Mörder und Sexualstraftäter. Lyers Aufgabe ist es, mit den Gefangenen persönlich in Kontakt zu treten und sie seelisch zu betreuen. Doch wie schafft er es, ein vertrauensvolles Verhältnis mit so schweren Gewalttätern aufzubauen?

Ein bisschen Leben schmecken

Einzeln oder in Gruppen holt Lyer seine „Klienten" (so nennt er die Gefangenen auch) zu sich in sein Atelier und setzt sich mit ihnen an den großen Tisch in der Mitte des Raumes. Sie zünden Kerzen an, und wenn Lyer in der richtigen Stimmung ist, schaltet er die Stereoanlage ein und Mozart klingt durch die hohen Gewölbe.

Fotos: Jana Wolf

Seelsorger Lyer nimmt sich Zeit für die Gefangenen .

„Wie geht es dir eigentlich wirklich?" Diese Frage müsse in jeder Begegnung in irgendeiner Form vorkommen, erzählt der Seelsorger. Er will erfahren, was sie erlebt haben, was in ihnen vorgeht und welche Vorstellung sie vom eigenen Leben haben. Bei Hans – die Gefangenen dürfen ihren Seelsorger duzen – gibt es immer einen echten Espresso aus der großen Kaffeemaschine. „Ich will sie auf den Geschmack des Lebens bringen", sagt Lyer mit einem Schmunzeln.

Doch Lyer erspart den Gefangenen nichts. Immer wieder kommt er auf den Grund zu sprechen, weswegen sie hier sind. „Die Schuld, die bleibt." Auch nach abgesessener Strafe lasse sich die Tat nicht rückgängig machen, erzählt der Seelsorger mit seinem ruhigen, aber scharfen Blick. Und dennoch gäbe es die Möglichkeit, im Leben noch etwas Gutes zu tun. Er versucht den jungen Männern neue Perspektiven aufzuzeigen, indem er ihnen von Hilfsprojekten in der dritten Welt erzählt. Seine Klienten zeigen großes Interesse, wenn er sie für ehrenamtliches Engagement begeistern will. Immer wieder entdeckt Lyer ein großes Bedürfnis der Gefangen, das eigene Leben zu ändern. Und doch sprechen die Zahlen eine andere Sprache: 70 bis 80 Prozent werden rückfällig.

Würdevoller Umgang mit Tätern

Lyer hat in Bamberg und Tübingen Theologie studiert und sich im Anschluss an sein Studium zum katholischen Priester ausbilden lassen. Er lebt den christlichen Glauben in seiner Arbeit, indem er auch denjenigen, die die unmenschlichsten Taten begangen haben, würdevoll begegnet. Deshalb liest Lyer in den meisten Fällen die Akten der Gefangenen nicht, in denen deren soziales Umfeld, das Verbrechen, der Tathergang und das Urteil festgehalten sind. Er will ihnen und sich selbst die Möglichkeit geben, unvoreingenommen miteinander in Kontakt zu treten, und sie nicht nur als Täter behandeln.

Mit bedächtigem, aufrechtem Gang und beobachtendem Blick geht Lyer durch die hallenden Gänge des Gefängnisses. Hier und da kommt ein Gefanger aus einer Zelle, manche gehen mechanisch auf und ab, andere sind lässig an die kalten Wände gelehnt. Alle 300 Insassen sind einheitlich in blau-grauen Gefängnisanzügen gekleidet. Vorsichtig nähert sich ein junger Kerl dem Seelsorger, hält aber einen gewissen Sicherheitsabstand. Er hat große Augen, einen gespannten, suchenden Blick – irgendetwas geht in ihm vor. „Hey Hans, hast du kurz Zeit zu reden?" Und wenn er Glück hat, nimmt Lyer ihn mit in sein Kreuzgang-Atelier auf eine Tasse Kaffee.

Jana Wolf

Dieser Artikel ist auf Ottfried.de auch als Ottcast zu hören!

Wie schäle ich eine Banane?

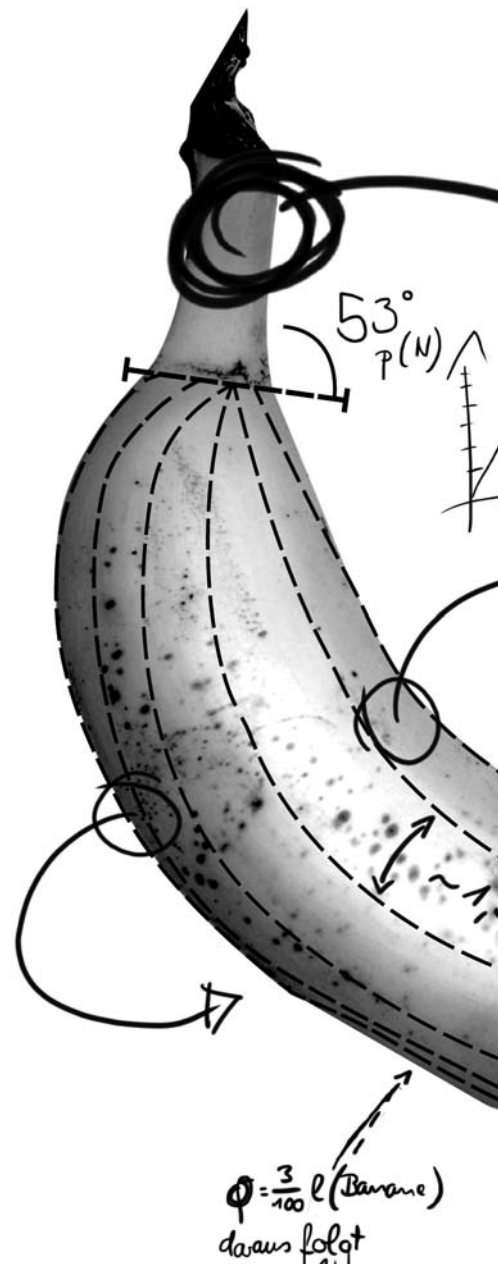
Ottfried testet Fachstudienberatungen

Wir wollen ein neues Fach studieren, weil uns das alte zu langweilig wird oder wir eine neue Herausforderung suchen. Und vor der Aufnahme dieses neuen Studiums stehen viele Fragen. Mit denen wandten wir uns – naürlich verdeckt – an sieben ausgewählte Fachstudienberater und testeten, ob sie uns helfen können. Wir bewerteten Kompetenz, Sympathie, Kontaktaufnahme/Raumfindung, Verständlichkeit und Hilfseffekt und vergaben jeweils einen bis fünf Sterne.

Unsere Erfahrungen waren durchweg positiv, alle Gespräche halfen uns weiter. Allein die Raumsuche gestaltete sich manchmal schwierig. Nur ein Berater fiel negativ auf: Dr. Johannes Raabe vom Lehrstuhl für Kommunikations-wissenschaften versetzte uns. Auf unsere vorherige E-Mail-Anfrage reagierte er außerdem nicht allzu freundlich.

Da er aber nicht getestet werden konnte, wirkt sich sein Verhalten nicht auf unser Gesamtergebnis aus. Wir bewerteten die Berater durchschnittlich mit 4,14 Sternen. Bamberger Studierenden braucht also nicht Bange sein, wenn sie Probleme mit ihrem Studiengang haben. Die Studienberatung zu verstehen ist keine Wissenschaft, sondern so einfach wie das Schälen einer Banane.

Die Redaktion



Philosophie

(Sandra Frey)

Kontaktaufnahme/Raumfindung:
Es gibt eine feste Sprechstunde, aber auch außerhalb dieser Zeit lassen sich Termine vereinbaren. Um ihr kleines Büro in der großen U2 zu finden, mussten wir eine Weile suchen. Frey teilt sich den Raum mit jemandem, was nachteilig für Gespräche sein kann. War es in unserem Fall aber nicht.
★★★★☆

Verständlichkeit:
Mithilfe des Modulhandbuchs am PC lässt sich fast jede philosophische Frage klären – zumindest, was das Studium angeht. Die Bamberger Philosophie bietet sehr viele Wahlfreiheiten und macht es der Beraterin damit einfacher. Es kam in unserem Gespräch zu keiner wirklich herausfordernden Frage. Wir haben alles verstanden.
★★★★★

Sympathie:
Anfangs war Sandra Frey ruhig und zurückhaltend, wir mussten etwas bohren. Später lockerte sie auf, hatte größere Redeanteile. Sie zeigte Verständnis für uns, ermutigte dazu, das Fach auszuprobieren. Sie nahm sich die Zeit, die wir brauchten.
★★★★☆

Kompetenz:
Was ihren Studiengang angeht, wusste sie Bescheid. Oft zog sie das Modulhandbuch heran. „Hier finden Sie alles, schauen Sie mal nach." Bei Fragen zur Vereinbarkeit von verschiedenen Fächern verwies sie auf das Prüfungsamt: „Da mischen wir uns nicht ein". Unsicher war sie bei einer Frage zur Studiendauer.
★★★☆☆

Hilfseffekt:
Sandra Frey gab gute Antworten auf alle gestellten Fragen. Sie wies darauf hin, sich in den Newsletter einzutragen, um immer auf dem Laufenden zu sein.
★★★★★

Gesamtbewertung:
★★★★☆

Psychologie

(Prof. Dr. Jörg Wolstein)

Kontaktaufnahme/Raumfindung:
Auf die erste E-Mail bekamen wir schnell eine Antwort und Wolstein nahm sich spontan, außerhalb seiner Sprechstunde, Zeit für ein Gespräch mit uns.
★★★★★

Verständlichkeit:
Auch kein Problem. Ohne Fachchinesisch und umständliche Formulierungen, erläuterte Wolstein, wie das Fach Psychologie aussieht und was wir beim Studium beachten müssen.
★★★★★

Sympathie:
Der Berater wirkte zwar etwas schüchtern und zurückhaltend, war aber sehr nett und engagiert.
★★★★☆

Kompetenz:
Wolstein schien sich in seinem Fach gut auszukennen, sollte er ja auch. Er verwies zuerst auf das Modulhandbuch im Internet, listete dann aber noch mal die einzelnen Fachbereiche auf und erklärte sie kurz. Auch nach persönlichen Neigungen fragte er und versuchte so herauszufinden, ob wir generell für das Fach geeignet sind. Jedoch schien er im Fachwechsel keinen großen Aufwand zu sehen und konnte wenig über Probleme, die entstehen könnten, sagen.
★★★☆☆

Hilfseffekt:
Der Berater schwärmte von der Vielseitigkeit der Psychologie, den breiten Berufsausrichtungen und dem guten Arbeitsmarkt. Gleichzeitig dürfe man aber auch nie vergessen, dass dieses Fach einen enormen Arbeitsaufwand mit sich bringe und das Studium straff strukturiert sei. Insgesamt war die Beratung eine runde Sache.
★★★★☆

Gesamtbewertung:
★★★★☆

Germanistik
(Denise Dumschat-Rehfeldt)

Kontaktaufnahme:
Innerhalb einer Woche bekamen wir einen Termin bei der Fachstudienberaterin, Denise Dumschat-Rehfeldt. Wir möchten wechseln – von Diplom-Politikwissenschaften auf Diplom-Germanistik. Wechseln können wir, aber nur auf Bachelor. Eigentlich ist Frau Dumschat-Rehfeldt nur für Magister, Diplom und Lehramt zuständig. Trotzdem sollten wir bleiben.
★★★★☆

Verständlichkeit:
Wir hatten stets das Gefühl, alles fragen zu können und eine ausführliche Antwort zu bekommen.
★★★★★

Sympathie:
Dabei war sie sehr freundlich.
★★★★★

Kompetenz:
Frau Dumschat-Rehfeldt erklärte uns den Aufbau des Bachelorstudiengangs. Sie gab Beispiele für Kurse aus den drei Germanistik-Fachbereichen und zeigte uns auch gleich, wo wir die Kurse im Internet finden.
★★★★☆

Hilfseffekt:
Frau Dumschat-Rehfeldt nahm sich 45 Minuten Zeit für uns. Unsere Fragen waren danach beantwortet.
★★★★☆

Gesamtbewertung:
★★★★☆

Politikwissenschaften
(Dr. Johannes Schmidt)

Kontaktaufnahme/Raumfindung:
Vor allem, wenn man nicht an der Feki studiert, ist es sehr schwierig, den Raum (F21, R322) zu finden. Dafür konnten wir einfach in die Sprechstunde am Montag kommen, ohne vorher einen Termin zu vereinbaren.
★★★☆☆

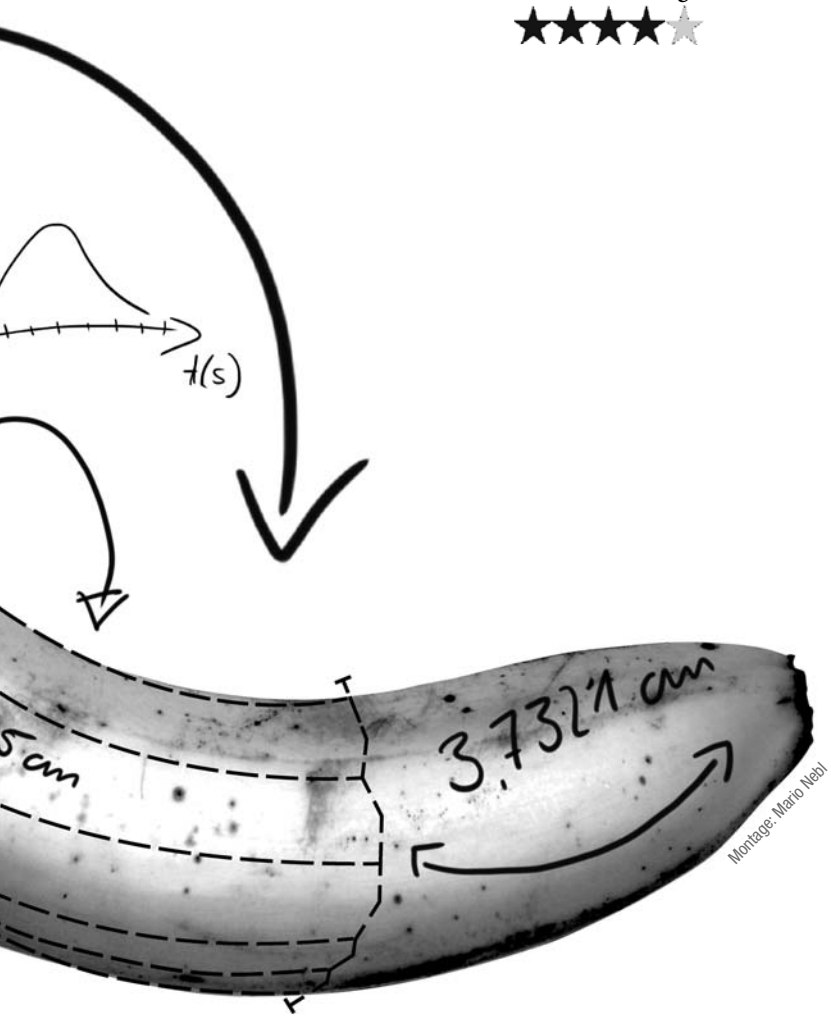
Verständlichkeit:
Obwohl Dr. Schmidt mitunter Fachbegriffe einstreute, war das Beratungsgespräch sehr verständlich und aufschlussreich.
★★★★☆

Sympathie:
Schmidt ist ein sehr sympathischer Berater, der auch deutlich zeigte, dass er die Fragen und Probleme der Studierenden ihr Studienfach betreffend ernst nimmt. Er betonte auch, dass wir Zweifel am Studienfach nicht einfach beiseite schieben können.
★★★★★

Kompetenz:
Schmidt erwies sich bei der Beratung als sehr kompetent. Er ging offen auf unsere Fragen ein und erklärte umfangreich, welche Fähigkeiten wir für das Studium der Politikwissenschaften mitbringen sollten. Außerdem schlug er Seminare/Vorlesungen vor, die wir besuchen könnten, um erst einmal in das Fach „reinzuschnuppern".
★★★★★

Hilfseffekt:
Alles in allem war die Beratung hilfreich, da Dr. Schmidt auch Alternativen zum Politikwissenschaftsstudium aufzeigte, zum Beispiel Lehramt Sozialkunde. Außerdem verwies er auf weitere Stellen, an die man sich bei einem Studiengangwechsel wenden könnte, zum Beispiel das BAföG Amt.
★★★★★

Gesamturteil:
★★★★☆



Montage: Mario Nebl

EES/VWL
(Felix Stübben)

Kontaktaufnahme/Raumfindung:
Die Beratungsstelle war schnell und einfach auf der Uni-Homepage zu finden. Anfragen per E-Mail wurden sofort beantwortet und ein langes Suchen nach den Räumen blieb uns erspart.
★★★★★

Verständlichkeit:
Stübben zeigte das Bachelorprogramm und wies in die EES-Webseite ein. Alles sehr leicht verständlich.
★★★★★

Sympathie:
Zudem war er sehr nett und hilfsbereit.
★★★★★

Kompetenz:
Der Studienberater kennt sich in seinem Fach sehr gut aus. Man sollte aber zusätzlich immer noch einmal mit der Studentenkanzlei sprechen.
★★★★☆

Hilfseffekt:
Wir wurden mehr als gut beraten. Stübben hat Lust auf EES gemacht.
★★★★★

Gesamturteil:
★★★★★

Geschichte
(Marco Mora)

Kontaktaufnahme/Raumfindung:
Es gibt zwei Termine pro Woche, um Voranmeldung per E-Mail wird gebeten. Als wir schließlich erkannt haben, dass H (Hochzeitshaus) und Kr12 (Am Kranen 12) ein und das selbe ist, ließ sich auch der Raum leicht finden.
★★★★☆

Verständlichkeit:
Den Erklärungen konnten wir gut folgen. Komplizierte Sachverhalte wurden, wenn nötig, auch mit Hilfsmitteln, etwa dem Modulhandbuch, erklärt.
★★★★★

Sympathie:
Moras Art war dabei immer freundlich. Auch sehr einfache, fast schon dumme Schwierigkeit beantwortete er ohne jeden genervten Unterton.
★★★★★

Kompetenz:
Alle Nachfragen beantwortete Mora zufriedenstellend. Weitschweifende Erklärungen gab der Berater nicht, sondern konzentrierte sich darauf, die Sachverhalte möglichst präzise und direkt zu erklären. Neue Gesichtspunkte, an die wir vorher nicht gedacht hatten, wurden dadurch aber nicht unbedingt aufgedeckt. Mora beantwortete hauptsächlich das, was gefragt wurde. Dieses aber sehr gut.
★★★★☆

Hilfseffekt:
Als wir gingen, waren wir um Einiges klüger.
★★★★☆

Gesamtbewertung:
★★★★☆

Soziologie
(Susann Sachse)

Kontaktaufnahme/Raumfindung:
Die Kontaktaufnahme per E-Mail erfolgte problemlos, allein das Finden des Raums war etwas kompliziert, wenn man sich in dem Gebäude am Wilhelmsplatz 3 nicht auskennt. Erst nach mehrmaligem Umkreisen der Anlage und Nachfragen fanden wir uns zurecht.
★★☆☆☆

Sympathie:
Sachse ist sehr sympathisch und war freundlich bemüht, auf unsere Fragen einzugehen.
★★★★☆

Verständlichkeit:
Die Beratung war verständlich und anhand von Auszügen aus dem Modulhandbuch, die wir mitnehmen konnten, auch dann nachvollziehbar, wenn man sich zuvor nicht mit dem Thema auseinandergesetzt hat.
★★★★☆

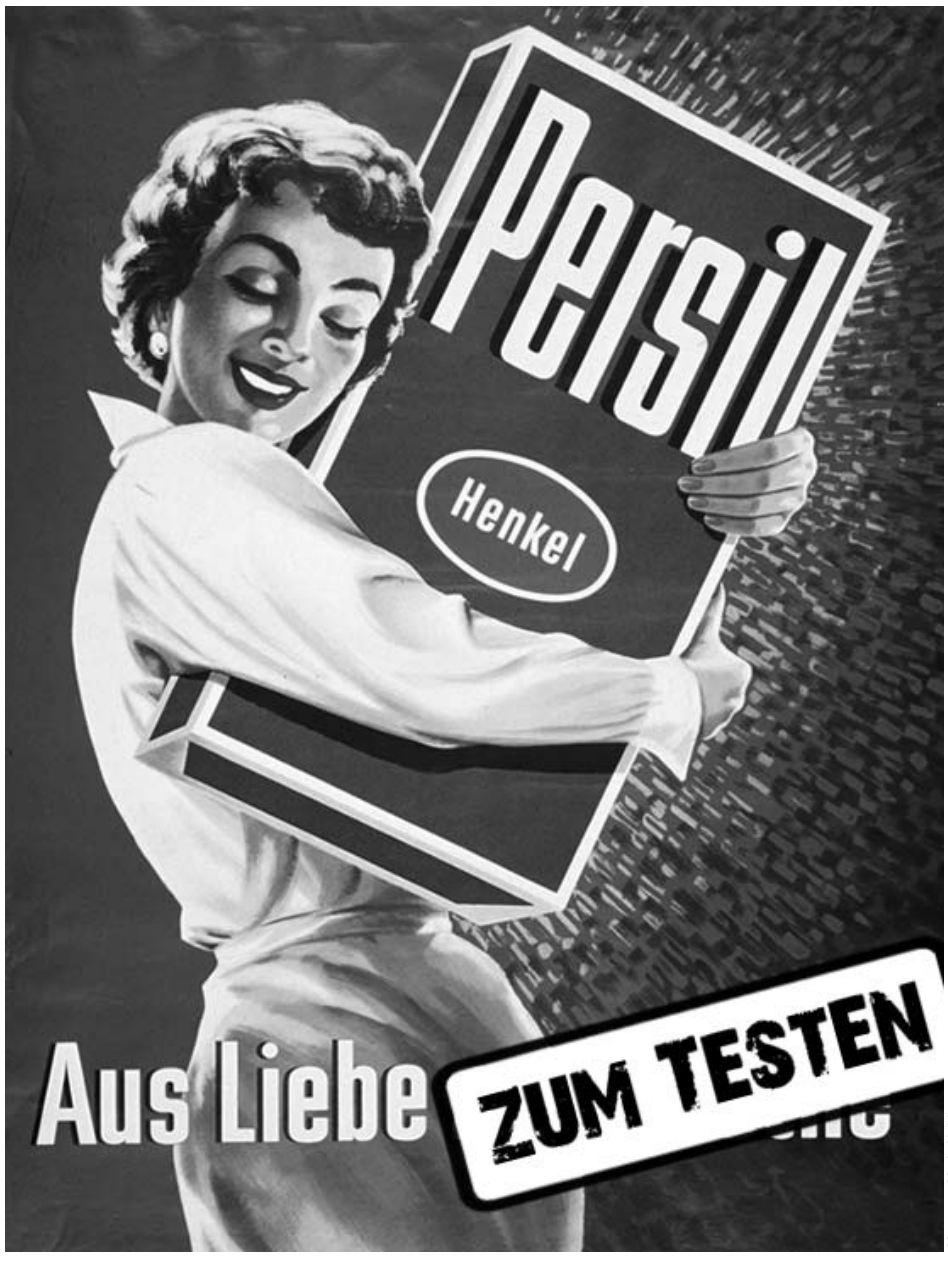
Kompetenz:
Sachse machte einen kompetenten Eindruck. Besonders bei Fragen, die nur das eigene Fach angehen beziehungsweise die Inhalte des Studiums, musste sie nie passen. Wenn sie etwas nicht genau wusste, gab sie es zu und verwies auf andere Anlaufstellen.
★★★☆☆

Hilfseffekt:
Die Studienberatung hat uns sehr geholfen und wir wissen jetzt auch direkt, welche Kurse wir in welchem Semester belegen müssen und was uns von anderen Studiengängen angerechnet werden kann.
★★★★☆

Gesamtbewertung:
★★★★☆

Einmal Proband sein: Der Selbstversuch

„93 Prozent unserer Kunden würden dieses Produkt ihren Freunden weiterempfehlen.“ Wer hat diesen Satz nicht schon öfter in einem TV-Spot gehört? Woher kommen all diese zufriedenen Menschen und wie werde ich selbst einer von ihnen?



Montage: Mario Nebl

In letzter Zeit scheint keine Werbung ohne zufriedene Kunden auszukommen, die ihre Meinung offen kund tun. Doch wer schreibt einen Brief, eine E-Mail oder ruft einfach mal bei Lenor an und erzählt mit voller Begeisterung, wie super gut doch die neue „Energy“-Variante duftet? Niemand, denkt man sich dabei. Aber von irgendwoher müssen die Anbieter doch die 93 Prozent zufriedenen Kunden zusammen bekommen.

Der neue Trend in Sachen Vermarktung heißt Mundpropaganda. Schließlich glaubt man seiner besten Freundin oder seinem besten Freund eher, dass Lenor gut riecht, als einem Verkäufer im Supermarkt, der einem meist nur das teuerste Produkt andrehen möchte.

Damit die öffentliche Zufriedenheit für den Konsumenten auch profitabel ist, gibt es die Plattform „trnd“ (www.trnd.com). Dies ist quasi die Mutter der Online-Marketing-Communities und zählt schon 200.000 Mitglieder. Die Hersteller stehen durch diese Plattform in Kontakt mit den Testern und erfahren aus erster Hand, wie ihr Produkt wirkt.

Nur einen Klick vom Produkttester-Dasein entfernt

Diese Gemeinschaft ist ähnlich aufgebaut wie die Internet-Netzwerke studiVZ oder Facebook und beschäftigt sich ausschließlich mit dem Für und Wider von Markenware.

Jeder, der Lust hat, meldet sich ganz unverbindlich und kostenlos an und darf sich dann Proband nennen. Man ist aber kein Proband im herkömmlichen Sinne. Ein „richtiger“ Tester bekommt meist eine bestimmte Summe Geld, damit er Medikamente oder Ähnliches testet, bevor der Verbraucher es nutzen kann. Gesundheitliche Nebenwirkungen und Langzeitschäden werden hier in Kauf genommen.

Bei „trnd“ hingegen fallen solche Probleme weg, das Geld allerdings auch. Neben den üblichen Angaben muss ein Fragebogen ausgefüllt werden, damit man mir ein für mich relevantes Testprodukt schicken kann. Nachdem die Anmeldung vollbracht ist und die ersten Umfragen („Welche Schokolade magst du am liebsten?“) erledigt sind, kommt das erste Projekt ins Haus geflattert. In meinem Fall war es ein 50 ml Parfümfläschchen. Allerdings nicht irgendeins, sondern eine echte Markenware aus dem französischen Modehaus Chloé, zuzüglich unendlich vieler Pröbchen zum Verschenken.

Als Tester ist man nun verpflichtet, in diversen Blogs seine Meinung über das Produkt mitzuteilen. Man tauscht seine Erfahrungen mit anderen „trnd“-Mitgliedern aus und stellt sogar Fotos von sich, seinen Freunden und dem Produkt ins Netz. Auf Dauer kann diese Art der Kommunikation ziemlich nervig werden.

Probanden fühlen sich dem Meinungszirkus verpflichtet

Allerdings sollte man als aktueller Produkttester immer auf dem Laufenden sein, was die Meinung Anderer angeht. Wenn man als Mitglied der Marketing-Community ein hochwertiges Produkt zum Testen zugeschickt bekommt, fühlt man sich dem ganzen Meinungszirkus auch irgendwie verpflichtet. Irgendwann ist man sogar an einem Punkt angekommen, an dem man tatsächlich all seinen Freunden und Verwandten von dieser Superaktion berichtet und wirbt mit den gelieferten Proben. Dieses Verhalten hilft der Plattform, so dass sich immer mehr Bekannte bei der Marketing-Community anmelden und wieder ihren Freunden davon erzählen.

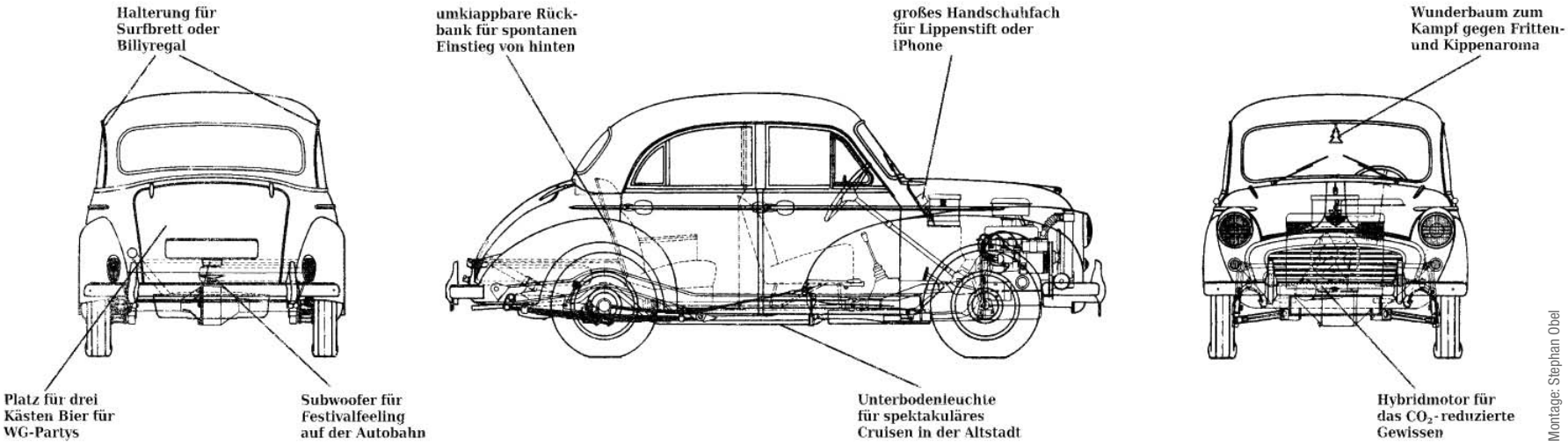
Der eigentliche Sinn und Zweck ist allerdings nicht, „trnd“ weiterzuempfehlen, sondern dafür zu sorgen, dass die Leute das Produkt kaufen. Die Arbeit des Probanden einer Marketing-Community hilft letztendlich nur den Firmen, die durch die ehrlichen Meinungen ihr Produkt verbessern wollen.

Der Proband selber erzielt keinen Nutzen aus der Aktion und dennoch bekommt die Online-Plattform immer größeren Zuwachs. Der Grund für den Andrang auf solche Gemeinschaften liegt ganz klar auf der Hand. Der Tester steht im Mittelpunkt, seine Meinung ist ausschlaggebend. Er kann zum Erfolg eines Konzerns beitragen, wenn auch in minimalem Ausmaß. Daher wird immer wieder nach einer neuen Umfrage Ausschau gehalten. Denn schließlich gibt es gute Markenware zum Nulltarif und manchmal bringt so eine Testaktion auch eine Menge Spaß mit sich.

Am Ende einer jeden Testreihe hat man ein neues Markenprodukt kennen gelernt und klickt dann bei der Abschluss-umfrage auf „Ich möchte dieses Produkt auch in Zukunft weiter verwenden“.

Bis jetzt steht noch kein Parfümersatz in meinem Badezimmerschränkchen, aber bald läuft das nächste Projekt mit elektrischen Zahnbürsten …

Miriam Scheffler



Montage: Stephan Obel

Der Auto-Didakt

Was für ein Auto brauche ich? Welches kann ich mir leisten? Mit Fragen dieser Art ist man bei Sebastian Geubtner an der richtigen Adresse. Der EuWi-Student hat sich mit einer Beratungsfirma selbstständig gemacht und bringt die Leute an die richtigen Fahrzeuge.

Mal ehrlich: Sei es das rote Mini Cabrio oder der pfeilschnelle Porsche, jeder von uns träumt doch von einem bestimmten Auto. Aber wer sagt uns, ob unser Traumauto auch unseren Ansprüchen im Alltag gewachsen ist? Sebastian Geubtner hat hier eine echte Marktlücke entdeckt: Der 24-jährige Student der Europäischen Wirtschaft hat sich vor rund eineinhalb Jahren mit einer Automobilberatungsfirma selbständig gemacht. „Ich berate meine Kunden unabhängig und nehme ihnen den ganzen Aufwand ab, den ein Autokauf mit sich bringt“, erklärt er und fügt hinzu: „So etwas gab es in Deutschland vorher nicht.“ Das Faible für Autos hat Sebastian schon seit seiner Kindheit und auch eine eigene Firma zu gründen, hat er sich schon früh vorgenommen: Bereits seine Facharbeit schrieb er zum Thema „Existenzgründung“. Warum also nicht beides verbinden? Den Anstoß gab schließlich eine Freundin, die beim Autokauf seinen Rat benötigte.

Die Idee war geboren

Sebastian überlegte, diesen Service auch anderen anzubieten, die nach einem neuen Auto suchen und sich gerne unabhängig von Marken beraten lassen möchten – die Geburtsstunde einer fixen Idee, die schnell Form annahm. Als er von verschiedenen Geschäftsleuten nur Zuspruch erfuhr, packte ihn der Ehrgeiz: Am 1. Juli 2008 meldete Sebastian mit gerade mal 22 Jahren seine eigene Firma an. „Am Anfang war es schon schwierig, plötzlich als Geschäftsmann aufzutreten, mit den Verkäufern in den Autohäusern zu verhandeln und sein Produkt zu vermarkten“, erzählt er. Doch in der Geschäftswelt habe er sich schnell zurecht gefunden.
Seine Kundschaft ist bunt gemischt: Da gibt es die Hausfrau, die sich nicht mit technischen Fragen herumschlagen will, den Geschäftsmann, der einfach keine Zeit hat, selbst durch die Autohäuser zu ziehen, die Oma, die mit dem Autokauf schlichtweg überfordert ist oder den Vater, der seinem Sohn zum 18. Geburtstag den ersten Wagen kaufen möchte.

Harte und weiche Kriterien sortieren

Bis zu fünf Kunden berät Sebastian mittlerweile pro Monat. Da hat sich mit der Zeit Routine eingestellt: In einem ungezwungenen Gespräch wird zunächst ein Kundenprofil angefertigt. Dazu sei auf „harte Kriterien“, wie das finanzielle Budget und Ausstattungswünsche, aber auch auf „weiche Kriterien“, wie die aktuellen Lebensverhältnisse und die Verwendung des Autos, zu achten. „Oft sind kleine Details ausschlaggebend, die man erst durch gezieltes Nachfragen erfährt“, sagt Geubtner. Schon öfter habe er im Gespräch festgestellt, dass Kunden eigentlich ein ganz anderes Auto benötigten, als sie vorher selbst angaben.
Im Anschluss werden alle Autos nach harten und weichen Kriterien geordnet und aussortiert. Das erfordert viel Geduld, da alle Angebote der einzelnen Anbieter bis ins kleinste Detail durchleuchtet werden müssen. Im Schnitt blieben circa zehn Alternativen, die Sebastian dann in den Autohäusern unter die Lupe nimmt: „Ich setze mich in jeden Wagen rein und achte darauf, ob beispielsweise die Zierleisten und Oberflächen ordentlich verarbeitet sind.“ Mit sechs bis sieben verbleibenden Fahrzeug-Optionen macht sich der junge Geschäftsmann dann ein zweites Mal auf den Weg zum Kunden. „Ich nehme mir dabei viel Zeit für Fragen und erkläre auch gerne technische Dinge wie ASB.“ Zusammen mit dem Kunden erstellt er eine Rangfolge der möglichen Autos, und steigt daraufhin in weitere Preisverhandlungen mit den Autohäusern ein. Wichtig ist dem 24-Jährigen, dass es sich bei seinem Produkt um eine Dienstleistung handele, die keineswegs zwingend zu einem Autokauf führen müsse: „Es gab auch schon Fälle, da kam nach der Beratung heraus, dass der Kunde überhaupt kein Auto braucht.“ Schließlich habe er keine Verträge mit den Autohäusern, sondern berate unabhängig und werde nur von seinen Kunden bezahlt. Übrigens: Das am öftesten vermittelte Auto ist ein Golf.

Stefanie Jäger
Carina Mehlis

Anzeige

Foto: Anke Schiffer-Fuchs

„Immer authentisch bleiben und immer ein bisschen anders“

Nora Gomringer übernimmt ab April 2010 die Direktion des Künstlerhauses Villa Concordia. Als 30-jährige Lyrikerin grenzt es an ein Wunder, dass sie sich unter 150 Bewerbern durchgesetzt hat. Im Interview spricht sie über ihre Aufgabe als Direktorin, neue Ideen und *déformation professionelle*.

Ottfried: Seit 1998 vergibt das Künstlerhaus Villa Concordia jedes Jahr Stipendien an zwölf Künstler der Sparten Literatur, Bildende Kunst und Musik aus Deutschland und einer anderen Nation, die dann vor Ort an ihren Projekten arbeiten. Was sind Deine Aufgaben als Direktorin der Villa?
Nora Gomringer: Ich habe es für mich so formuliert: Es geht darum, zwölf Gäste des Freistaates in zwölf Freunde Frankens zu wandeln. Hinzu kommt, dass ich das Haus nach außen repräsentieren und Verbindungen für die Stipendiaten schaffen muss.

Du bist selbst erfahrene Stipendiatin. Was wünschen sich Stipendiaten von einer Direktorin?
Gute Frage! Ein Stipendium ist gleich einem Preis. So ausgezeichnet fühlt man sich natürlich geehrt und es wäre schön, wenn sich dieses Gefühl durch das ganze Jahr ziehen könnte. Es kann aber auch passieren, dass ein Anspruchsdenken entsteht, dem man von Seiten des Stipendiumgebers nicht gerecht werden kann. Da gilt es, einen feinen Grat abzuwandern zwischen Bedürfnisbefriedigung und ökonomischer Denkweise. Ich werde mich bemühen, diesen schmalen Grat gut zu wandern.

Hast Du auch Einfluss auf die Auswahl der Künstler?
Laut Satzung habe ich keinen direkten Einfluss, kann aber beratend auf das Kuratorium einwirken. Es brennt mir unter den Nägeln, bei bestimmten Nationen oder auch deutschen Künstlern mitreden zu dürfen.

Wie war das Auswahlverfahren für die Direktorenstelle?
Es war eine reguläre Stellenausschreibung. Ich bin auch baff, dass die erste große Bewerbung in meinem Leben so geklappt hat. Bei dem Vorstellungsgespräch ging mir ehrlich die Muffe. Ich bin ein 30-jähriger Jobanfänger, dann bin ich eine Frau, unpolitisch und dazu auch noch Künstlerin! So gesehen habe ich einen schwachen Stand. Ich wurde gefragt, was ich der Villa denn bieten könne und gegen Ende des 50-minütigen Gesprächs wurde es ein Dialog. Da war ich froh und hab’ gedacht: Was gelernt an der Uni!

Hattest Du das Gefühl, dass Deine Eignung für die Direktorenstelle aufgrund Deines Alters in Frage gestellt wurde?
Aber holla! Ganz klar. Aber ich sehe mich als Repräsentantin einer Generation, die sehr gut ausgebildet ist. Ich bin stolz und glücklich und ich glaube, dass wir uns längst daran gewöhnen müssen, dass jetzt jüngere Leute in solche Positionen kommen. Es ist halt ungewöhnlich, weil es Bayern, weil es eine Kulturstelle ist. Bei Kulturstellen ist man sehr vorsichtig, weil man denkt: Das braucht doch eine gewisse Reife. Aber ich bin ja nicht hinter dem letzten Stein gerade erst hervor gekrochen. Ich mache das, was ich mache, schon zwölf Jahre lang und ich tue das mit großer Ernsthaftigkeit.

Welche neuen Ideen hast Du für das Künstlerhaus?
Ich möchte es insofern öffnen, als dass sich die Stadt intensiver mit dem Haus verbindet. Ich möchte den Kontakt mit Schulen und den Bamberger Symphonikern ausprägen. Was mich sehr interessiert, sind natürlich die Studierenden als neue Gästegruppe. Mein Ziel wäre, die Schwelle zur Villa Concordia etwas abzuschmirgeln, sodass die Welt selbst in die Villa geht.
Ich fände es toll, wenn das Haus einen direkten Bezug zu dem hat, was in der Stadt passiert. Wenn wir schon die Bundesgartenschau (2012) haben, wäre es mir am allerliebsten, wenn wir ein paar Land-Art-Künstler einladen könnten. So dass man die Leute durch diesen äußeren Rahmen nicht immer nur so punktuell auftreten lässt.
Als kleineres Projekt neben der großen Arbeit der Villa wünsche ich mir eine junge Wissenschaftsreihe. Ich möchte junge Wissenschaftler – vielleicht sogar junge Leute aus den Gymnasien – einem älteren Publikum vorstellen. Damit sich die Leute diese Auftrittssituation schon mal ins Bewusstsein rufen.

„Mein Ziel wäre, die Schwelle zur Villa Concordia etwas abzuschmirgeln, sodass die Welt selbst in die Villa geht.“

Im Jahr 2010 wird die Gruppe der Stipendiaten aus sechs deutschen und sechs portugiesischen Künstlern bestehen. Wie funktioniert die Verständigung untereinander?
Englisch wird die Grundverständigungssprache sein. Daneben wird viel über Hände und Füße passieren und Lächeln und Bildermalen. Man hat ja in der Tat noch andere Sprachen zur Verfügung, gerade wenn es um die Kunst geht.

Die ausgewählten Stipendiaten sind meist bereits renommierte Künstler. Vor drei Jahren war zum Beispiel Herta Müller – heute Nobelpreisträgerin – ein Gast des Künstlerhauses. Was für ein Gefühl ist es, bald mit solchen Kalibern unter einem Dach zu wohnen?
Ich bin das gewohnt. Das klingt jetzt komisch, aber dadurch, dass ich die Tochter eines solchen ‚Kalibers‘ bin (Eugen Gomringer gilt als Begründer der Konkreten Poesie, Anm. d. Red.), ist das nicht ungewöhnlich für mich und ich finde es angenehm normal. Ich bin auf jeden Fall jemand, der eine gelungene Karriere eines Künstlers als etwas sehr Wertvolles und Hohes erachtet. Ich kann diese Dinge sehr schätzen und bin vorsichtig und umsichtig im Umgang mit renommierten Künstlern.

Du bist selbst Lyrikerin. Könntest Du Dir vorstellen, dass Du die Schriftsteller-Stipendiaten in irgendeiner Form bevorzugen könntest?
Ja. Ich habe aber auch einfach ein Manko: Ich kenne mich nicht besonders gut in der Musik aus. Der Schwerpunkt von Herrn Goldmann (amtierender Direktor, Anm. d. Red.) lag ganz klar auf der Bildenden Kunst. Danach kam für ihn die Musik, meines Verständnisses nach. In der Tat kann es sein, dass jetzt ein bisschen die Ära der Literaturförderung anbricht. Ich will aber auf keinen Fall ein Ungleichgewicht aufkommen lassen und bemühe mich, in der modernen klassischen Musik aufzuholen.

Wird deine eigene künstlerische Arbeit sehr hinter Deiner Position als Direktorin zurücktreten müssen?
Mir wurde es ganz klar ans Herz gelegt, meine Präsenz so „präsent“ wie möglich zu halten. Ich war ausgebucht bis Ende 2012 und habe all diese Sachen für die Stelle abgesagt. Ich habe da ein paar Linien gekappt, aber auch mit der fröhlichen Aussicht hier jetzt neue Linien zu einem Netz zu spinnen. Veranstaltungen, die am Wochenende stattfinden, mache ich aber trotzdem hin und wieder.
Es kommt in diesem Jahr auch ein weiteres Buch von mir heraus. Das muss einfach weiterlaufen. Mein Vertrag läuft fünf Jahre und ich kann es mir nicht leisten, danach quasi von Null anzufangen. Das ist auch eine Persönlichkeitssache. Ich empfände mich nicht als besonders ehrliche Künstlernatur, wenn ich das so abstellen könnte. Ich werde aber keine Lesung jemals in der Villa Concordia machen. Das fände ich sehr unfein.

Du bist in den letzten Jahren viel in der Welt herumgereist. Wie siehst Du Deine zukünftige Sesshaftigkeit?
Die nehme ich als Herausforderung an. Ich werde in der Villa wohnen und es ist total irre: Ich habe die typischen Studentenprobleme. Ich habe keine Möbel, und schon gar keine, um diese Räume zu füllen! Ich habe immer möbliert gelebt oder meine Möbel zurückgelassen. Ich habe Bücher, furchtbar viele Klamotten und Filme. Das ist alles. Das bringe ich mit und ich habe ein paar sehr schöne Bilder, die nun das erste Mal zu Hängung und Geltung kommen. Ansonsten muss ich eine Waschmaschine kaufen und einen schönen großen Tisch, damit alle Künstler daran Platz haben.

Hast Du Angst, Dich zu einer seriösen Direktorin zu verändern und Deine unbefangene, direkte Art zu verlieren?
Ich fürchte in der Tat eine *déformation professionelle*. Auf der anderen Seite wird mir die auch sehr nützlich sein. Ich verhandle jetzt schon mit Leuten, die bestimmte Wesenszüge meiner Person sehr irritieren. Ich muss lernen, in verschiedenen *registers* zu reden, verschiedene Zungen müssen sich in meinem Mund formen. Mein Wunsch ist es, immer authentisch zu bleiben und dadurch auch immer ein bisschen anders.

Mit knapp 30 Jahren Direktorin der Villa Concordia: Bist du selbst erstaunt über Deinen Erfolg?
Heute Morgen ist es mir komischerweise wieder wie Schuppen von den Augen gefallen. Vor allem, wo soll das hingehen nach fünf Jahren? Man steigt ziemlich hoch ein. Danach geht es entweder noch höher oder man fällt wieder runter.
Aber ich denke: So oder so ist es eine gute Sache. Es steht im Lebenslauf. Man hat für eine bestimmte Zeit Menschen vertreten und war Leiterin einer künstlerischen Einrichtung. Super. Mir selbst ist aber die persönliche Entwicklung am wichtigsten.

Interview: Katharina Müller-Güldemeister

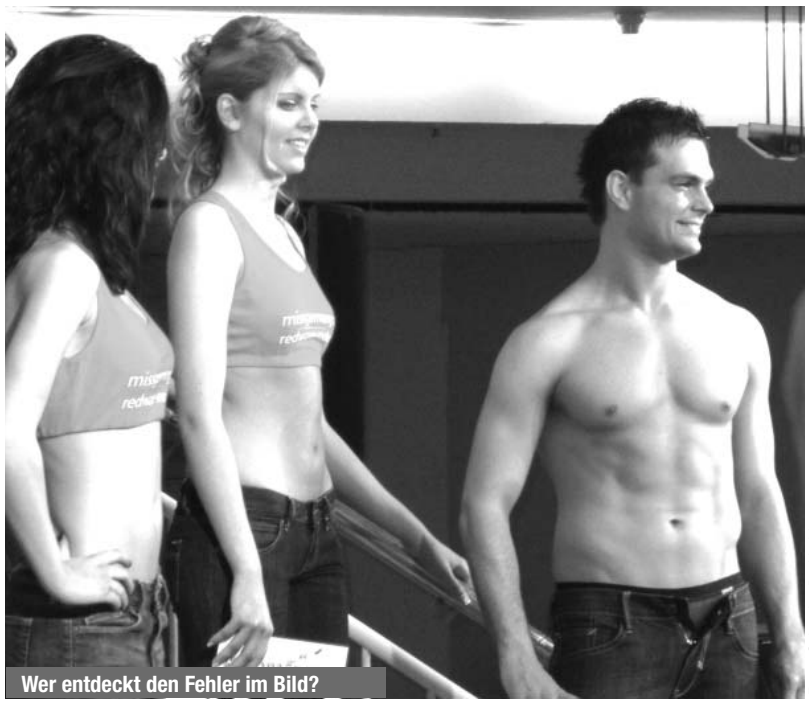
Wahl zur Bedeutungslosigkeit

Alena Moos und Johannes Viehbeck sind Miss und Mister Bayern 2010. Gratulation! Wer sie sind? Keine Ahnung. Was sie machen? Wer weiß. Warum sie Miss und Mister Bayern werden wollten? Na, weil sie schön sind …

Was könnte einen dazu bewegen, Miss oder Mister Bayern werden zu wollen? Die Gewissheit, sich optisch von all den anderen minder attraktiven Langweilern positiv abzuheben? Der Ruhm, der einem als allseits bewunderter und umschwärmter Vorzeigebayer zu Teil wird? Oder vielleicht der Wunsch, Teil des tollen Show-Zirkus zu sein, den Miss- und Mister-Wahlen so mit sich bringen?

Im Abendkleid im Kreis laufen

Ungefähr 300 Zuschauer waren am 16. Januar im Atrium bei der Kür der neuen Miss Bayern und des neuen Mister Bayern dabei, darunter stolze Mütter, Fans, die die Veranstaltung scheinbar mit einem Fußballspiel verwechselt hatten, und gelangweilte Shopper.
Von nun an repräsentieren Alena Moos (20) aus Memmingen und Mister Oberfranken, Johannes Viehbeck, (21) den weiß-blauen Vorzeigestaat ein Jahr lang, zu allererst bei der Wahl zu Miss und Mister Germany am 13. Februar. Ob sie da eine Chance haben? Wo die Sonne heller scheint, der Himmel blauer leuchtet und die Wirtschaftslage besser ist als im Rest der Republik, müssen auch die Menschen schöner sein. Warum die 38 Frauen und elf Männer an der Wahl teilnahmen, blieb weitgehend verborgen. Die Moderatorin zog es vor, die Liste der Preise herunterzubeten und belanglose Nichtigkeiten zu erfragen: „Sie kommen aus Augsburg? Da haben sie einen langen Anfahrtsweg gehabt. Wie lang waren sie denn unterwegs?“


Wer entdeckt den Fehler im Bild?

Fotos: Sebastian Burkholdt

Nochmal im Kreis laufen

Die wichtigste Aufgabe des Tages kam den 15 Juroren zu. Sie entschieden über das Schicksal von 49 Menschen: Ein Jahr lang Glamour und Aufmerksamkeit? Oder zurück in die Tristesse des Alltags? Elton Brown und Eric Taylor von den Brose Baskets genossen ihre Funktion in der Jury sichtlich. Gute Mädels? „Nice Girls!“
Hin und wieder beschlich einen das Gefühl, dass einige Kandidaten nicht zur Miss- und Mister-Wahl, sondern auf die Schulbank gehören. Kann man Bayern repräsentieren, wenn man wie Tobias gerade 17 oder wie Ramona 16 Jahre alt ist? Die unglaublich interessanten Persönlichkeiten machten der hochkarätig besetzten Jury die Wahl schwer. Wie soll man entscheiden, wenn die eine Hälfte der Bewerberinnen Friseurin, die andere Hälfte Einzelhandelskauffrau ist und fast Jede Tanzen und Sprachen liebt? Alena dagegen war geschickt und nutzte ihre einzige Chance. Bei der Aufstellung der 20 Finalistinnen „erlag“ sie einem Schwächeanfall. Ein Raunen ging durch die Menge, Entsetzen in den Gesichtern, sie musste von der Bühne getragen werden. So bleibt man im Gedächtnis. Sieg auf der ganzen Linie! Miss Bayern geworden und das Mitleid des Publikums dazu verdient.

Im Kreis laufen, diesmal in Bademode

Was bleibt nach über sechs langen Stunden? Zwei neue allerschönste Menschen, von denen in einem Jahr keiner mehr etwas wissen will. Und die Frage: Ist es notwendig, Miss oder Mister Germany zu werden, wenn man doch schon Miss oder Mister Bayern ist? Nächstes Jahr gibt es wieder zwei neue allerschönste Menschen. Also, geht lieber studieren!

Sebastian Burkholdt

Ein Interview mit Miss Oberfranken, Anastasia Perebeinos, aus Bamberg lest ihr auf Ottfried.de

Foto: Mobilphoto Kuhn, Bielefeld

Ein Laden für alle Sinne

Der Karmeliten-Klosterladen in Bamberg birgt so manche Überraschung für Körper, Geist und Seele: Neben Himmelsküssen gibt es auch Nachkonzils-konfitüre. Seit Oktober hat er bereits seine Pforten geöffnet. Zeit, um das Geschäft einmal vorzustellen.

Ihr habt schon wieder Besuch von euren Eltern und euch gehen die Besichtigungsideen aus? Dann haben wir hier einen Geheimtipp für euch. Denn seit Oktober gibt es in Bamberg etwas Neues zu entdecken: den Karmeliten-Klosterladen. Seit 1273 besteht die Ordensgemeinschaft der Karmeliten in Bamberg. Momentan gehören dem Bamberger Konvent noch 18 Patres an. Das Kloster mit dem spätromanischem Kreuzgang befindet sich am Kaulberg. Dort findet man auch den Klosterladen, in einem 400 Jahre alten Gewölbe.

Wer jetzt denkt, dort ist es muffig, kalt und dunkel, der täuscht sich. Beim Betreten des Ladens landet man an einem hellen und freundlichen Ort. Im Hintergrund erklingt leise Musik und schon fühlt man sich wohl und entspannt. Christine Spenlen empfängt Besucher. Sie ist gelernte Buchhändlerin und betreut den Klosterladen. Die Idee dazu stammt von Pater Wolfgang, erzählt Spenlen, der die Inspiration dazu durch seinen Aufenthalt in Jerusalem hatte. Doch als die Idee stand, wurde nicht einfach losgelegt. In Zusammenarbeit mit Fachpersonal für Klosterläden und einem Architekten sollte eine geschlossene Einheit geschaffen werden. Das Ergebnis ist der Erhalt des Gewölbes, ausgestattet mit hellen Holzmöbeln und geschickter Beleuchtung. Die Arbeiten wurden an heimische Unternehmen vergeben, um diese zu unterstützen, so Spenlen. Dies ist Teil des Konzeptes des Klosterladens.

Hier werden nur selbst hergestellte Waren verkauft. Entweder kaufe man bei anderen Klöstern oder bei Händlern ein, bei denen man wisse, woher die Sachen stammen, erläutert Spenlen. Das Angebot hat für alle Sinne etwas zu bieten. Weihrauch, Honigkerzen, Dinkelkissen, selbstgemachte Seife, religiöse Literatur und Kunst, Postkarten oder Lebensmittel. Das Stöbern lohnt sich. Denn dann findet man dort Pfirsichlikör, Glühmet, Karmelitentrüffel mit Karmelitengeist, Nachkonzilskonfitüre oder Himmelsküsse (Nüsse in Honig). Auch ohne eure Eltern ist der Klosterladen daher einen Besuch wert. Geöffnet ist von Montag bis Samstag, 9 bis 17 Uhr.

Nicole Flöper

Anzeige

Schwere Geburt

Ob Brose Baskets oder der 1. FC Eintracht Bamberg – Die Domstadt hat für Sportfans echte Spitzenteams zu bieten. Im Sommer 2009 hat sich mit den Eschenbacher Volleys auch der Bundesliga-Volleyball dazu gesellt. Aber der oberfränkische Start gestaltet sich nicht so einfach.

Foto: VC Franken / Montage: Mario Nebl

Obwohl die Eschenbacher Volleys mit einigen Sorgen im Gepäck am 27. Januar nach Düren reisten, um gegen den Tabellen-Dritten Envivo Düren anzutreten, schlug sich die Mannschaft gut. Erst nach zweieinhalb Stunden gelang dem gegnerischen Team der hart umkämpfte 3:2-Sieg. „Wir hatten alle Nachteile, die es nur geben kann: die finanzielle Situation des Vereins, die lange Anreise und ein Spiel bei einem der besten Teams der Liga. Aber wir haben uns gut geschlagen und gezeigt, dass wir in die Liga gehören", kommentiert Volleys-Trainer Mark Lebedew die Leistung seiner Mannschaft.

Sportlich läuft es für das junge Team mit dem achten Tabellenplatz und einer Chance auf die Play-Offs relativ gut. Allerdings hat der Verein einen schwierigen finanziellen Stand und Probleme, sich in Bamberg zu etablieren. Bereits in der Hinrunde wurden dem VC Franken durch Beschluss des Deutschen Volleyball Liga (DVL)-Vorstands wegen Unregelmäßigkeiten im Lizenzverfahren vier Punkte abgezogen. Dabei sollte mit dem Mannschaftsumzug im Sommer 2009 vom unterfränkischen SG Eltmann nach Bamberg alles besser werden.

Der Eltmanner Volleyball Club hatte nach der Finanzkrise und dem Ausbleiben von Sponsorengeldern Insolvenz anmelden müssen. Daher entschied man sich, das Bundesligateam beim VC Franken in Bamberg anzusiedeln, der nicht nur die Richtlinien des DVL erfüllt, sondern mit der Jako-Arena auch eine bessere Infrastruktur bietet.

Die oberfränkische Domstadt ist bereits sportliche Heimat des 1. FC Eintracht Bamberg und der Brose Baskets – zwei etablierten Teams, die seit Jahren eine stabile Fangemeinschaft und rentable Sponsorenverträge haben. Da ist es nicht einfach, sich mit Volleyball, einem in Deutschland weniger populären Sport, in die Herzen der Fans und die Gunst der Sponsoren zu spielen. „Ich glaube, es gibt trotzdem Platz für alle drei", schätzt Trainer Lebedew die Situation ein. „Ich möchte, dass wir mit unseren Fans auch so ein Bollwerk werden, wie es Freakcity für den Basketball ist!" Auch wenn die Geburt schwierig war und das Team noch in den Kinderschuhen steckt, haben die Eschenbacher Volleys gezeigt, dass sportlich noch Einiges zu holen ist. Zwar konnte der australische Coach nur vier Spieler der ursprünglichen Mannschaft aus Eltmann halten. Aber mit insgesamt sieben deutschen und sieben ausländischen Volleyballern hat er ein Team zusammengestellt, das nicht nur schnell zusammengewachsen, sondern auch motiviert ist. „Natürlich geht es erst einmal darum, uns in Bamberg zu etablieren. Daher steht der Klassenerhalt im Vordergrund. Aber wenn alles gut läuft, können wir vielleicht an den Play-Offs schnuppern", spekuliert Lebedew.

Bianka Morgen

Anzeige

Dein bestes Faschings-kostüm?

Jedes Jahr aufs Neue sind die Narren los. Kühe, Hexen, Nutten, Schafe, Teufel – Wer die Wahl hat, hat die Qual bei der Suche nach dem tollsten Kostüm. Im Kindergarten und in der Grundschule hat es ja noch Spaß gemacht, sich zu verkleiden. Und 2010?

Franziska, 23, fünftes Semester, Englisch, Geographie (LA):
„Mein bestes Faschingskostüm war eine Libelle. Ich habe Cellophanpapier in langen Bahnen gerollt und mir daraus Flügel gebastelt. Das Problem war nur: Bei vielen Leuten habe ich zu viel Platz gebraucht und habe mich dann zu einer Raupe zurück entwickelt."

Fotos: Katharina Müller-Güldemeister

Ariana, 24, zehntes Semester, Geographie (Diplom):
„Ich bin mal als Schlumpfine gegangen und hatte ein blaues Kostüm aus Nylon an, mit einer weißen Schlumpfmütze aus Nylon – Ich habe geschwitzt wie Sau. Dazu hatte ich ein weißes Gesicht mit einer hellblauen Nase. Und das Beste daran war: Alle Schlümpfe waren mein!"

Dirk, 29, Englisch (MA abgeschlossen):
„Ich habe mich als Frau verkleidet mit Rock, Perücke und Handtasche. Da ich von Natur aus eher wenig Oberweite habe, habe ich da, glaube ich, ein wenig nachgeholfen, um die Männer zu überzeugen. Lippenstift hatte ich aber keinen drauf – ich war mehr so der Naturtyp."

Katharina Müller-Güldemeister

Anzeige

Zeit für GUTE Schuhe

von Think + VA BENE + Loont's + Hartjes + Ganter u.a.

SCHUH-LECHNER

... natürlich bequem!

BA - JOSEPHSTR. 9 Tel 0951/201266 www.schuhlechner.de

Bus 5 min Luitpoldeck Bahnhof 5 min P im Hof

Auf die Länge allein kommt es nicht an

Die Idee der Bamberger Kurzfilmtage entstand vor etwa 20 Jahren als Reaktion auf die Massenware aus den Retortenlabors Hollywoods. Seit der Gründung hat sich einiges verändert, aber die Veranstalter wollen noch mehr.

In zehn Minuten kann man von der Feki in die Innenstadt fahren, sich im Dauerwerbefernsehen über die Vorteile des Miracleblade Messersets belehren lassen, zwei Fünfminutenterrinen essen oder einen Nuttenstengel rauchen. Man kann aber auch eintauchen in ein kleines Universum voll Hoffnung, Ängsten, Liebe, Hass, kurz: um: allem, was das menschliche Leben ausmacht. Denn zehn Minuten, das ist die durchschnittliche Länge eines Films beim Bamberger Kurzfilmfestival.

Seit mittlerweile 20 Jahren gibt es in Bamberg für einige Tage die Möglichkeit, sich einem cineastischen Quicky hinzugeben. Das hiesige Festival ist damit das älteste seiner Art in Bayern. Seit seiner Gründung haben sich viele Dinge verändert, doch die Veranstalter sehen noch viel Entwicklungspotential.

Ende der 80er-Jahre glich Bambergs Filmlandschaft einer Monokultur. Massenware aus den Retortenlabors Hollywoods dominierte die Leinwände. Die einzige Alternative waren die dreimal wöchentlich stattfindenden Vorführungen filmbegeisterter Studierender, die sich im „Asta Filmclub", im „Achteinhalb" oder im „Filmriss" organisiert hatten. Es gab also durchaus einen Markt, der nach Abwechslung verlangte. 1990 hatten dann die im Filmvorführen geübten Studierenden die Idee, ein eigenes Filmfestival auf die Beine zu stellen. Man entschied sich dabei, ganz pragmatisch, für Kurzfilme, denn die werden von vielen jungen Regisseuren als Übungs- und Bewerbungsarbeiten gemacht und es gibt sie deshalb trotz ihres teilweise hohen Niveaus kostengünstig und in Massen. Bereits ein Jahr später war es dann so weit: Im Lichtspiel wurde erstmals der Publikumspreis „Bamberger Reiter" verliehen. Erst 2006 kam das Odeon als zweite Spielstätte hinzu. Schlagartig vergrößerte sich dadurch das Angebot. Doch zunehmend stießen die Organisatoren an ihre Grenzen und unlängst genoss man den Ruf des ärmsten Kurzfilmfestivals Deutschlands. Die Stadt Bamberg bewies Sinn für Dramaturgie und wartete bis jetzt, um endlich ihre Unterstützung auszuweiten. Das Festival erhielt, zusätzlich zu der bisherigen Stiftung des Preises, eine – allerdings auf dieses Jahr begrenzte – institutionelle För-

Grafik: Stephan Obel

OTTTV Zu den Kurzfilmtagen findet ihr einen OTT-TV-Beitrag auf OTTFRIED.DE

INFO
Preisträger 2010

Publikumspreis
1. „Edgar“ Fabian Busch
2. „Nicht nur der Himmel ist blau“ Erik Schmitt, Oliver Walser
3. „Das Paket“ Marco Gadge

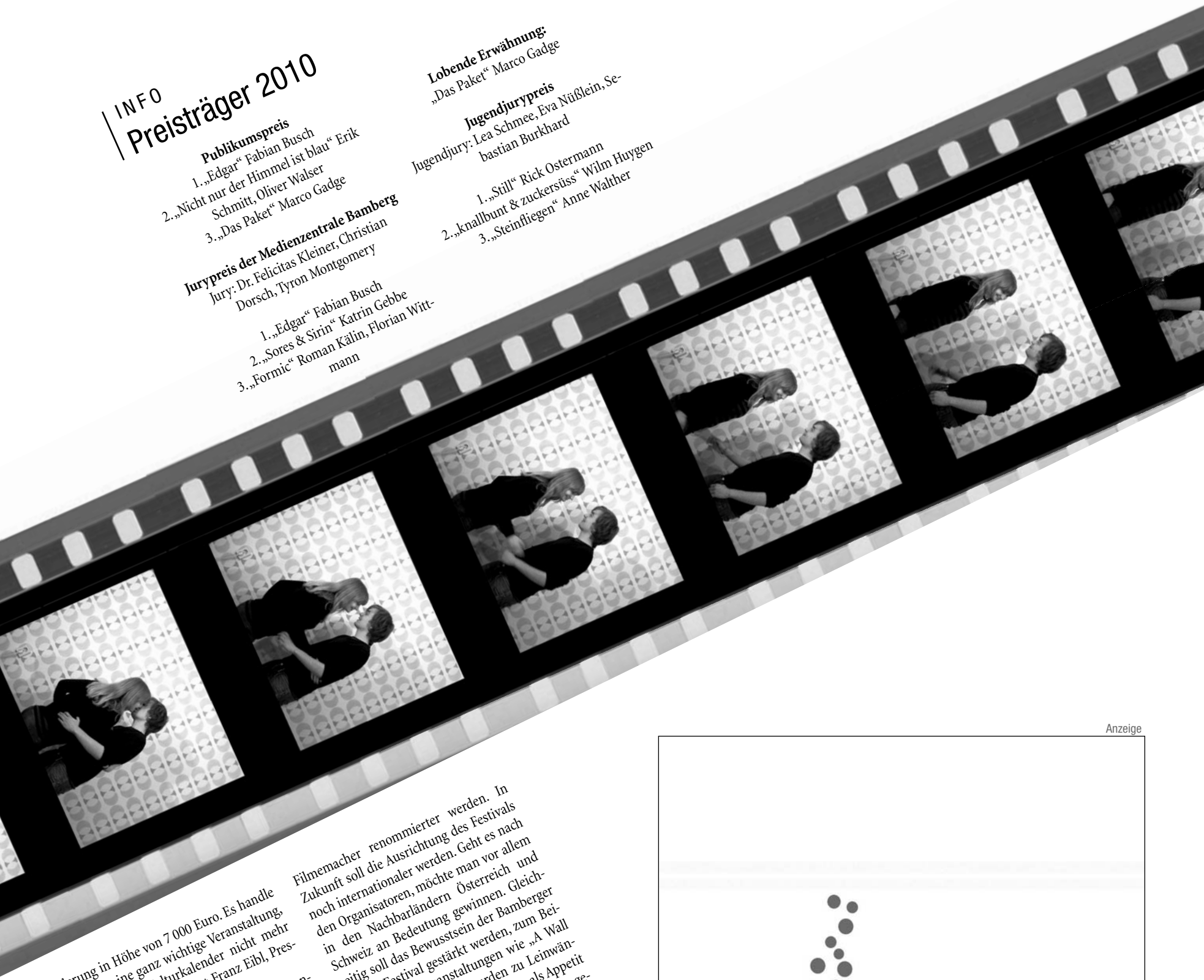
Jurypreis der Medienzentrale Bamberg
Jury: Dr. Felicitas Kleiner, Christian Dorsch, Tyron Montgomery

1. „Edgar“ Fabian Busch
2. „Sores & Sirin“ Katrin Gebbe
3. „Formic“ Roman Kälin, Florian Wittmann

Lobende Erwähnung:
„Das Paket“ Marco Gadge

Jugendjurypreis
Jugendjury: Lea Schmee, Eva Nüßlein, Sebastian Burkhard

1. „Still“ Rick Ostermann
2. „knallbunt & zuckersüss“ Wilm Huygen
3. „Steinfliegen“ Anne Walther



derung in Höhe von 7 000 Euro. Es handle sich um eine ganz wichtige Veranstaltung, die aus dem Kulturkalender nicht mehr wegzudenken sei, erklärt Franz Eibl, Pressesprecher der Stadt Bamberg.

Von Beginn an haben sich viele bekannte Filmemacher in Bamberg ihre ersten Lorbeeren verdient, erzählt Festivalkoordinator Volker Traumann. So gewann Pepe Dankquarts „Schwarzfahrer“ 1993 den ersten Preis, bevor er im darauf folgenden Jahr den Oscar erhielt. Auch Florian von Donnersmarck hatte sich lange vor seinem Oscarerfolg bereits 1999 mit „Dobermann“ der Bamberger Jury gestellt. Ebenso der Acadamy Award Gewinner des Vorjahres, Jochen Alexander: Er bekam 2009 gleich zweimal den zweiten Preis bei den Kurzfilmtagen verliehen. Zwar ist die Liste hochkarätiger Wettbewerbsteilnehmer lang, „aber berühmt werden sie erst wenige Jahre später“, bringt Traumann das Problem auf den Punkt. Mit den Größen von Morgen lässt sich aber kaum werben. Nichtsdestotrotz, betont er stolz, leiste man einen wichtigen Beitrag, damit die jungen Filmemacher renommierter werden. In Zukunft soll die Ausrichtung des Festivals noch internationaler werden. Geht es nach den Organisatoren, möchte man vor allem in den Nachbarländern Österreich und Schweiz an Bedeutung gewinnen. Gleichzeitig soll das Bewusstsein der Bamberger für ihr Festival gestärkt werden, zum Beispiel durch Veranstaltungen wie „A Wall is a Screen“. Häuser wurden zu Leinwänden, wodurch fernab des Kinosaals Appetit auf die kleinen optischen Leckerbissen gemacht werden sollte. Im besten Fall gelingt es, den Zuschauer darüber ins Staunen zu versetzen, was es in zehn Minuten alles zu erleben gibt. Und so bleibt zu hoffen, dass die kurzen Filmtage noch lange Jahre ein Teil der Bamberger Kultur sein werden.

Stephan Obel

Anzeige

Willkommen im Kapitalismus

Foto: Sony Pictures

‚Frrrrändschib!', die englische Übersetzung des ehemaligen DDR-Grußes ‚Freundschaft!', ist das Motto der ostdeutschen Jungs Tom und Veit. Mit gerade 'mal 55 Dollar machen sie sich auf den Weg zum westlichsten Punkt der Welt: der Golden Gate Bridge in Amerika.

Es ist 1989, David Hasselhoff besingt den Mauerfall, die DDR ist Geschichte. Tom (Matthias Schweighöfer) und Veit (Friedrich Mücke), die beide noch nicht weiter weg, als zum FKK-Baden an die Ostsee gefahren sind, machen sich zusammen auf den Weg nach San Francisco. Veit, weil er seinen Vater sucht, der über die Mauer in die USA floh, Tom, weil er zur Golden Gate Bridge will, dem westlichsten Punkt der Welt. Dumm nur, dass das Begrüßungsgeld nur bis nach New York reicht und das gebrochene Englisch gerade mal zum Bier Bestellen. Zwischen den beiden Freunden und ihrem Ziel liegen noch fast 3 000 Meilen. Ein Roadtrip durch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten beginnt.

Die Story hinter dem Drehbuch beruht auf Erinnerungen von Coproduzent und langjährigem Til Schweiger-Freund Tom Zickler („Keinohrhasen"). Mit von der Partie sind außerdem das Produzentenduo Max Wiedemann und Quirin Berg („Das Leben der Anderen") sowie Regisseur Markus Goller. Dass Goller früher als Werbefilmer in den USA gearbeitet hat, sieht man dem Film an: schnelle Schnitte, ausdrucksstarke Bilder. Leider werden auch die üblichen Klischees von dümmlichen Vorstadtchicks inklusive schrotflintenschwingendem Daddy und der marshmallowgrillenden Bikergang großzügig bedient.

Diese Mainstreamglätte durchbricht die Culture-Clash-Komödie dann aber doch ein, zwei Mal. Als die beiden Jungs wieder mal Geld für die Weiterfahrt auftreiben müssen, zeigen sie in einem Provinzkino irgendwo im mittleren Westen einen selbst gedrehten Super-8-Heimatfilm. Nicht im Zusammenprall von Ost und West, sondern in einer kurzen visuellen Berührung erfahren die naiven Kleinstädter etwas von einer Welt, die gerade im Begriff ist, unterzugehen.

Die Freundschaft zwischen dem ernsten Veit und dem spritzigen Tom wird im Laufe ihres Trips immer wieder auf die Probe gestellt. Vor allem, als zu dem ungleichen Duo die Amerikanerin Zoey (Alicja Bachleda) stößt und Veit sich in sie verliebt. Die steht allerdings auf Tom. Aber eine echte Männerfreundschaft bringt so schnell nichts auseinander – schon gar nicht eine Frau. Und so endet das Abenteuer der Ossi-Jungs doch noch in San Francisco, wo Veit und das Publikum noch mal mit echter DDR-Realität konfrontiert werden.

„Friendship!" mischt ein wenig Ostalgie und den längst ausgeträumten American Dream mit einer Prise DDR-Kritik. Heraus kommt eine Fast-Food-Komödie, die man nach dem Kinobesuch schnell vergessen hat, die aber trotzdem jede Menge Spaß macht. Vor allem der Soundtrack, ein Mix aus Spätachziger-Mucke und aktuellen Songs, macht Lust, mit guten Freunden in einer Schrottkarre gen Sonnenuntergang zu fahren. Allerdings fragt man sich, wieso gerade Silbermond den Titelsong „Krieger des Lichts" beisteuern. Die Anspielung auf Star Wars ist klar, aber Schmerzgrenzen gibt es dann doch noch.

Bianka Morgen

GEWINNSPIEL

Es gibt 2 mal 2 Kinokarten fürs Cinestar zu gewinnen! Einfach E-Mail an anzeigen@ottfried.de. First come, first save!

Anzeige

Tanzt ihr Narren, die Königin hat Laune!

Der „Kultursplitter“ nahm sich dieses Jahr den Klassiker „Die Feuerzangenbowle“, wohl am bekanntesten in der Verfilmung von 1944 mit Heinz Rühmann in der Hauptrolle, zum Motto. Zehn Künstler hatten die Möglichkeit zu zeigen, was sie können.

Junge Frauen mit Faltenrock im Schulmädchenoutfit und Knaben mit Hemd und nach hinten gekämmten Haaren werden von strengen Professoren mit Monokel in die Welt des Hip-Hops und Poetry Slams eingeführt.

Der Kultursplitter der Fachschaft Geistes- und Kulturwissenschaften (GuK) stand dieses Jahr ganz im Zeichen des berühmten Klassikers „Die Feuerzangenbowle“ und fand im fiktiven Rahmen eines Schultages von vor etwa 100 Jahren statt. Geplante drei, faktische vier Stunden konnten die Zuschauer in dem völlig überfüllten Raum in der U5 den unterschiedlichsten Künstlern zusehen, lachen und sich von der Show mitreißen lassen. Von Zauberern über Improvisationstheater bis zu Poeten, von Hip-Hop bis Volksmusik war so einiges geboten.

Liebeslyrik und Rap von Erstsemestern und alten Hasen

Der Name Kultursplitter stammt aus Zeiten, als die Fakultät noch SpLit (Sprach- und Literaturwissenschaften) hieß. Das Ereignis findet jedes Jahr unter einem anderen Motto statt, doch jedes Mal mit Künstlern, die etwas mit der Uni zu tun haben. Die einen sind vom alten Eisen, wie Mia Pittroff und David Saam, die gemeinsam unter dem Namen „Sellarie“ selbstbewusst und gekonnt ihre fränkischen Chansons präsentierten, während anderen die Aufregung förmlich ins Gesicht geschrieben war.

Gabriela Bieber zum Beispiel, 19 Jahre jung und im ersten Semester, präsentierte ihre selbst geschriebene Liebeslyrik, in der es meist um unerwiderte Gefühle geht. Im November letzten Jahres hat sie ihr erstes Buch veröffentlicht, eine Autobiographie mit dem Titel „Gedankendroge“. Seitdem hat sie schon einige Lesungen gehalten. „Am Anfang war ich ziemlich unsicher, doch jetzt ist es eigentlich nur schön, etwas vorzutragen, was man selbst geschrieben hat“, erzählt sie.

Den wohl lautesten Applaus erntete Robin Rutenberg, die mit ihrem gefühlvollen Gesang und außergewöhnlichen Instrumenten Gänsehaut hervorrief. Ein Zauberer, der sich selbst „Zappalott“ nennt, brachte so allerhand auf die Bühne und seine Zuschauer damit zum Lachen. Eher spontan war der Auftritt der Jungs von „Mikrowelle“. Andi Steber und Lukas Maxeiner, die Begründer der Rap-Gruppe, traten in einer zusammengewürfelten Akustik-Kombination auf. „Die Idee dazu kam uns beim letzten Poetry Slam und gestern haben wir das erste Mal geprobt“, erzählt Steber. Ihr Auftritt zeigte wohl am meisten den Kontrast zwischen den Generationen auf, die sich an diesem Abend harmonisch der Kunst widmeten.

Professoren mal anders: Spaßkanone statt Stimmungskiller

Spontaneität war auch von den Lehrenden gefragt: Dieses Jahr waren Professoren und Dozenten eingebunden und übernahmen die Anmoderation der Künstler. Dabei legten sich so einige ganz schön ins Zeug. Professor Markus Behmer vom Lehrstuhl für Kommunikationswissenschaften zum Beispiel war sich nicht zu schade, mit ausgestopfter Hose und Zwicker auf der Nase den altmodischen Lehrer zu spielen, der dem Sänger Fränz „mit ä“ skeptisch gegenüber steht. Auch bei technischen Problemen improvisierten die Professoren und trugen damit zur allgemeinen Heiterkeit bei. „Ich bin total begeistert, dass besonders die Dozenten so toll mitgemacht haben und alles so gut geklappt hat“, sagt Julia Scheiderer, Organisatorin des Kultursplitters, erleichtert. Auch wenn Einiges in letzter Minute umgeschmissen werden musste, „das war echt ein Riesenerfolg und die Arbeit hat sich gelohnt“.

Rhea Seibert

Foto: Marcus Schaft

„Mikrowelle“ wärmt den Hörsaal auf.

Kolumne

Status: Single
oder
Meine Beziehung: mit mir selbst

Ich bin Single. Kein Wir, nur ein Ich. Das bedeutet manchmal, dass ich frei bin; machmal, dass ich einsam bin. Mit 25 Jahren ernte ich dafür schonmal mitleidige Blicke – vor allem von Pärchen, die sich seit dem Kindergarten kennen und schon, als sich ihre Blicke über dem Sandkasten trafen, wussten, dass der jeweils andere ihr Seelenverwandter ist. Seufz. Würg!
Okay, ich weiß, ich verzichte auf Geborgenheit, Sicherheit, das Gefühl angekommen zu sein. Bla, bla! Aber hey, ich allein habe die Macht über die Fernbedienung, die Wahl des Radiosenders wird diktatorisch getroffen. Ich verbringe meine Sonntage mit Freundinnen beim Brunch, statt verfroren auf dem Fußballplatz irgendwelchen Kreisligaidioten beim Ballspielen zuzujubeln. Bescheuerte Kosenamen, die ich mich weigere hier aufzuzählen, kommen mir schon gar nicht ins Haus.
Kein Freund, keine Schwiegerfamilie! Ich muss keine endlos langweiligen Kaffeekränzchen ertragen, in Gesellschaft einer Familie, der ich nicht ‘mal auf Grund genetischer Zugehörigkeit zum Ertragen ihrer Peinlichkeiten verpflichtet bin. Keine Schwiegermutter in spe, die mir hässliche, mit Initialen bestickte Handtücher schenkt, die bei jedem ihrer Besuche aus dem Schrank gezerrt und zur Präsentation auf dem unschuldigen Handtuchhalter drapiert werden müssen.
Gut, Single-sein ist meist kein selbstgewählter Zustand. Der Mensch strebt nun mal nach Zweisamkeit. Sobald man verliebt ist, ist man gerne bereit zu ertragen, dass das Objekt der Begierde widerliches Obst (igitt, Bananen) oder öde N24-Dokumentationen mag.
Sobald also der nächste Nichtkuschelschläfer mit Bananenallergie und coolen Schuhen auftaucht, dem ich länger als zehn Minuten zuhören kann, bin ich durchaus dazu bereit, meine Fernbedienungsdiktatur in eine Demokratie zu verwandeln. Solange das aber nicht passiert, kaufe ich mir meine Handtücher selbst! Ist nicht Brad Pitt wieder zu haben ...?

Bianka Morgen

Status: In einer Beziehung
oder
Meine Beziehung: Nicht so einfach

Neulich wieder. Wir sind bei mir. Ich bin gerade dabei, mir eine Mandarine zu schälen. Er hasst Mandarinen, den Geruch findet er widerlich. Der zieht ja auch durch das ganze Zimmer, durchdringt jede Ritze. Seitdem ich das weiß, esse ich mit Leidenschaft Mandarinen. Mein neues Lieblingsobst. Ich schäle und schäle und esse und esse. Nur noch Mandarinen. Das bringt ihn dann manchmal zur Weißglut. Doch er zahlt mir meine Schadenfreude an anderer Stelle heim. Hört lautstark schlechten Hip Hop, während ich versuche, morgens am Frühstückstisch die Zeitung zu lesen. Und derweil versuche, mich mit Kaffee aufzuwecken. Da ist dröhnender Rap wohl das Letzte, was man hören will! Ich könnte dann regelmäßig aus der Haut fahren. Das heißt, ich tue es auch.
Während solcher Zänkereien, die nichtssagend, aber dennoch ärgerlich sind, schaue ich uns manchmal von oben zu. Und denke mir: Es ist etwas hochgradig Unbeschreibliches, das eine Beziehung am Laufen hält. Sozialwissenschaftler analysieren Paare anhand von Faktoren wie Bildungsstand, Interessen, Herkunft. Die spielen sicher eine Rolle. Und der Charakter? Mir fallen eine Million Gründe ein, warum wir beide absolut nicht zusammenpassen. Er ist notorisch hektisch, ich eher der gemütliche Typ. Zum Beispiel letztens im Schwimmbad. Bezahlt ist für zwei Stunden. Und die sind in fünf Minuten um. Mist, ich muss noch duschen und mich anziehen. Was soll‘s, zahl ich eben nach. Nur kein Stress. Während ich nach dem Duschen Richtung Umkleidekabine laufe, kommt er mir schon entgegen. Stirnrunzelnd. Komplett angezogen. Wirft mir im Vorbeigehen zu, er sei schon ‘mal draußen. Kurzzeitige Panik meinerseits – Ich mag es nicht, wenn man auf mich warten muss. Andererseits: Warum diese Hektik?
Das Zwiespältige an jeder Beziehung: Man ist glücklich, einen anderen Menschen gefunden zu haben, für den man bereit ist zu ertragen, dass er immer anders als man selbst sein wird. Und dass beide das auszuhalten gedenken. Und dass man mitunter sogar froh ist, ein Gegenüber zu haben, das einem Paroli bietet. Auch wenn das nicht immer einfach ist.

Anja Bartsch

GEWINNSPIEL

Wir verlosen zwei mal acht Sitzplätze für eine Fahrt mit dem Bierbike. Die Tour wird Ende April stattfinden. Einfach eine E-Mail an anzeigen@ottfried.de schreiben! Weitere Infos erhaltet ihr nach der Auslosung. Viel Glück!

Anzeige

Comic: Johannes Hartmann

Anzeige

O2

Eine Flatrate, zwei Möglichkeiten -
Günstig surfen auf Laptop und Handy

Deine Flatrate ins dt. Festnetz und ins dt. O2 Netz inkl. 150 Frei-SMS in alle dt. Netze.

15 € pro Monat[1]

Die Flatrate zum Handysurfen gibt's gratis dazu![1,2]

O2 surfstick 3

1 €[2]

Mit dem O2 Surfstick und HSDPA Geschwindigkeit unbegrenzt auf dem Laptop surfen.

20 € pro Monat[2]

O2 Shop Bamberg
Grüner Markt 14
96047 Bamberg
Tel. 09513927715

Öffnungszeiten:
Mo.-Fr.: 09.30 - 18.30 Uhr Sa.: 09.30 - 15.30 Uhr

1) Mindestvertragslaufzeit: 24 Monate, Anschlusspreis: 25 €, mtl. Basispreis: 15 € (statt 20 €) für Standard Inlandsgespräche ins dt. Festnetz und ins dt. O2 Mobilfunknetz. 0,29 € für die übrigen Standard Inlandsgespräche, minutengenaue Abrechnung.
2) Das O2 Surfstick Angebot besteht aus dem günstigen Surfstick und gleichz. Abschluss eines Mobilfunkvertrages von O2 im Tarif von O2 Active Data und Buchung des Internet Pack L für die Dauer des Active Data Tarifes. Mindestvertragslaufzeit: 24 Monate, Anschlusspreis: 25 €, mtl. Basispreis: 0 €, Internet Pack L – mtl. Pack Preis: 20 €. Die Datennutzung gilt nur innerhalb Deutschlands.

HALBZEIT!

Begleitet uns in die zweite Hälfte der Spielzeit 2009/2010 und sichert Euch die Karten im Abo:

BUCHUNG AB SOFORT!

eta
hoffmann
theater
bamberg

übrigens: Studenten erhalten
50 % ERMÄSSIGUNG
beim Kauf von Einzelkarten

Semester-Abo Sommer:

25.4.2010 MINNA VON BARNHELM
27.6.2010 VICTOR/VICTORIA
+ zwei Studiostücke nach Wahl

Halbzeit-Abo:

25.4.2010 MINNA VON BARNHELM
27.6.2010 VICTOR/VICTORIA
18.7.2010 DIE DREI MUSKETIERE (Calderón)
+ ein Studiostück nach Wahl

Theaterkasse: E.T.A.-Hoffmann-Platz 1, 96047 Bamberg | Di-Sa 10-13 Uhr, Mi 16-18 Uhr
Telefonische Info und Kartenreservierung: Telefon (0951) 87 30 30, Fax 87 30 39 | Di-Fr 9-13 Uhr
mail: kasse.theater@stadt.bamberg.de

Änderungen vorbehalten!

www.theater.bamberg.de